

GEISTERJÄGER
JOHN SINCLAIR



Das
Teufels-
kind

**BASTEI
LÜBBE**
Die große Horror-Serie
von Jason Dark



Das Teufelskind

John Sinclair Taschenbuch Nr. 28

von Jason Dark

erschienen am 12.07.1983

Titelbild von Manuel Prieto

Bastei Verlag

Das Teufelskind

Sie waren Nachbarskinder, der kleine Johnny Conolly und die sechsjährige Lydia Sidomas. Noch nie zuvor hatte sich Johnny mit einem Mädchen so angefreundet. Bis die kleine ihren Eltern einen Mord gestand. Da wurden Sheila und Bill hellhörig. Sie schlugen Alarm. Ich schaltete mich ein, doch da war es bereits zu spät. Lydia Sidomas hatte den kleinen Johnny bereits in ihrer Gewalt...

Zwei brennende Augen starrten die seltsamen Waffen an, die nebeneinander auf dem pechschwarzen Samtbelag lagen. Es waren sieben Dolche! Besondere Waffen, tödliche Waffen und gleichzeitig Helfer im Kampf gegen das Böse.

Von der Seite her fiel ein schmaler Lichtstreifen auf die Klingen, die in ihrer Art einmalig waren. Sie bestanden zwar aus Stahl, doch sie glänzten nicht hell, metallen oder grau, sondern in einem riefen Schwarz. So wie das Universum, das absolute Dunkel, eine Welt ohne Licht. Anders die Griffen. Sie strahlten eine rote Farbe ab, die sich als schlierenartiges Gebilde im Innern der Griffen befand. Diese sieben Dolche waren etwas Besonderes. Sie harten einmal Wischnu, der obersten Gottheit Indiens, gehört, und dieser wiederum hatte sie aus den Armen sterbender Dämonen hergestellt und sie seinen Wünschen und Vorstellungen entsprechend geformt. So konnte er die Totengöttin Kali schwächen, denn ihre Diener waren die toten Dämonen gewesen.

Gefunden hatte die Waffen ein Suchender, ein Reiner. In einem Grabmal der Göttinnen hatten sie gelegen, zusammen mit Schmuck und Edelsteinen, doch der Suchende war nicht an dem wertvollen Geschmeide interessiert gewesen er wollte allein die sieben Dolche, mit denen man der Legende nach den Teufel besiegen konnte. Sieben Dolche für den Teufel. So hatte der Suchende die Waffen genannt und sie an sich genommen, um sie zu verwahren wie einen kostbaren Schatz.

Er war ein Mann, der diese Waffen nicht mißbrauchen würde, denn er hatte sein Leben und all seinen Einfluß immer dafür in die Waagschale geworfen, das Böse zu stoppen. Und dies würde er auch durchhalten bis zu seinem Tod, denn er war kein geringerer als Mandra Korab!

Ihm gehörten die Dolche. Mandra Korab, ein Dämonenjäger, ein Begriff in Asien. Ein Mensch, der die Mythologie seiner Heimat

durchforstet und sich vor allen Dingen gegen Kali, seine Todfeindin, gestellt hatte. Seine Freunde konnten sich auf den muskulösen, hochgewachsenen Mann hundertprozentig verlassen, sie liebten und verehrten ihn. Wer ihn zum Feind hatte, der fürchtete ihn, sein Schwert und seine sieben Dolche, mit denen er bereits zahlreiche Schwarzblütler erledigt hatte. Irgendwann, so hatte er sich geschworen, würden diese Dolche einmal den Teufel vernichten.

Im Moment jedoch lagen sie vor ihm auf dem Samt. Er schaute jeden einzelnen an, ging die Reihe von rechts nach links durch, tastete die Waffen mit seinen Blicken ab, als wollte er in das Innere der Griffe schauen. Und er sah, daß er sie nicht zu Unrecht hervorgeholt hatte, denn die Dolche bewegten sich plötzlich.

Ohne daß sie angestoßen worden waren, gerieten sie in Bewegung. Im ersten Augenblick zuckte Mandra Korab zurück. Seine dunklen Augen schienen zu glühen. Er streckte die Arme aus, spreizte die Hände und spürte plötzlich das Kribbeln auf seiner Haut.

Magie!

Die Dolche reagierten. Mandra Korab spürte die Magie, die von diesen Klingen ausströmte, und er glaubte, daß ihm die Dolche eine Botschaft übermitteln wollten, denn so etwas hatte er schon des öfteren erlebt. Kalt rann es über seinen Rücken. Gleichzeitig war er gespannt, was die Dolche ihm sagen wollten. Er kannte Botschaften dieser Art, nur wurden sie ihm nie klar übermittelt, sondern immer verschlüsselt mit auf den Weg gegeben.

Er mußte jedesmal raten, was die Dolche ihm sagen wollten, und er würde es auch dieses Mal herausbekommen.

Die beiden äußeren Waffen bewegten sich parallel zueinander nach oben, um kurz vor Erreichen der Breitseite des Tisches zusammenzulaufen und ein Dach zu bilden.

Kaum war dies geschehen, als sich die zwei nächsten Dolche von ihren Plätzen lösten und auf geheimnisvolle Weise denselben Weg

nahmen wie die anderen.

So ging es weiter, bis es den Dolchen gelungen war, eine Figur zu bilden Ein Dreieck!

Ohne daß Mandra Korab die Waffen auch nur mit den Fingerspitzen berührt hätte, war es ihnen gelungen, auf dem Tisch diese Figur herzustellen. Das Dreieck konnte man als einfaches geometrisches Gebilde betrachten, aber auch als magisches Symbol. Daran glaubte Mandra Korab. Dieses Dreieck mußte eine Bedeutung haben. Es sollte eine Bedeutung haben, für ihn allein, denn die Botschaft würde er sicherlich in den nächsten Sekunden oder Minuten bekommen. In der Tat bekam er sie.

Die freie Fläche zwischen den Seiten wurde durch die Dolche magisch aufgeladen. Es begann damit, daß sich innerhalb der Griffe etwas tat. Die Schlieren, normalerweise festgebacken, fingen an, sich zu bewegen Sie zuckten auf und nieder, drehten sich zu Kreisen zusammen, und sie gaben ihre Magie ab.

Mandra beobachtete genau. Er war selbst fasziniert von diesem Vorgang. Nach Erklärungen wollte er nicht suchen aber irgend etwas geschah im Innern des Dreiecks, das in einem unmittelbaren Zusammenhang mit ihm persönlich oder seiner Arbeit stand. Auch der schwarze Samt blieb nicht mehr so, wie er war. Er bewegte sich, als hätte jemand mit einer Hand über ihn gestrichen, wobei er ein Bild malte.

Erste Konturen schälten sich hervor. Sie schimmerten hell, fast weiß, waren aber dennoch nur als dünne Striche zu erkennen Mandra Korab schaute genauer hin, und er glaubte zu wissen, daß sich dort allmählich ein Gesicht abzeichnete.

Das Gesicht eines Menschen.

War es derjenige, der ihm die Botschaft übermitteln wollte? Der Inder wurde noch gespannter, denn es stand längst nicht fest, ob er hier einen Toten oder einen Lebenden vor sich hatte, der sich ihm

zeigte. Es konnte durchaus sein, daß ihm ein toter Freund eine Warnung übermitteln wollte. Mandra hatte bereits alles erlebt aber das Gesicht, das sich immer stärker hervorkristallisierte und auch in seinen Umrissen klarer wurde, gehörte keinem Freund.

Wenigstens konnte er sich nicht daran erinnern. Zudem besaß es keine asiatischen Züge, sondern europäische.

Mandra zeigte sich verwirrt. Er zwinkerte mit den Augen, seine Zunge fuhr über die Lippen, und er holte stoßweise Atem. So etwas war auch für ihn überraschend, denn er hatte das Gesicht noch nie gesehen, und das konnte er mit Bestimmtheit behaupten, obwohl es trotz allem eine Bedeutung für ihn haben mußte. Sonst hätte es sich ja nicht gezeigt. Aber wer war diese Person?

Noch hatte Mandra Korab keinen Verdacht, zudem lebte dieses Gesicht nicht und zeigte sich nur in Umrissen seinem Betrachter. Immer neue Konturen kamen hinzu, und sie schienen aus dem schwarzen Samt zu steigen, so daß Mandra Korab mittlerweile Einzelheiten ausmachen konnte.

Es war das Gesicht eines Kindes.

Ja, das sah er sehr deutlich.

Und zum erstenmal drang ein Wort über seine Lippen »Wer?« hauchte er, »wer bist du...?«

Das Gesicht gab keine Antwort. Dennoch hatte es die Frage verstanden, denn Mandra Korab bekam eine Reaktion zu sehen. Es war ein Lächeln, nein, ein Grinsen, das den schmalen Mund regelrecht in die Breite zog so daß sich der Strich, der den Mund darstellte, bis an die Wangen hin verlängerte.

Selbst Mandra Korab, der vieles gewohnt war, konnte hier nicht mehr mithalten. Für ihn war dies verständnislos, er begriff die Botschaft der Dolche einfach nicht, aber er schaute weiter hin und hoffte darauf, irgendwann Klarheit zu bekommen.

Auch die Griffe der Waffen waren in diesen magischen Kreislauf

mit einbezogen worden. Sie hatten sich verändert. Zwar besaßen sie äußerlich noch dieselbe Form, doch in ihrem Innern waren die roten Schlieren in so heftige Bewegung geraten, daß Mandra Korab Angst bekam, sie könnten die Griffe sprengen.

Er schüttelte sich. Sein Blick flog durch den Raum, der zum großen Teil im Dunkeln lag. Nur eine Lampe brannte. Deren Schein war auf die sieben Dolche gerichtet.

Genau von ihnen strahlte die Magie ab, die sich immer mehr verdichtete, so daß es buchstäblich zu einer Entladung kam, denn plötzlich drang aus dem Mund des stilisierten Gesichts ein gräßliches, gemeines Lachen.

Es war hell und gleichzeitig schrill. Kein Lachen, das ein Erwachsener ausstoßen konnte. Es war das Lachen eines Kindes.

Ja, so lachte nur ein Kind!

Ein Teufelskind!

Der Inder taumelte zurück.

Es war kein normales Gehen mehr, denn diese Überraschung verkraftete er kaum. Mit allem hätte er gerechnet, nur nicht mit diesem bösen widerlichen Lachen. Es füllte den gesamten Raum aus, und selbst bei Mandra Korab hinterließ es eine Gänsehaut.

Er kam sich vor wie ein Statist. Die Dolche, die das Dreieck bildeten, zitterten. Sie stießen gegeneinander, in den Griffen glühte es wie Feuer, Rauch entstand. Er stieß aus dem Gesicht hervor und verdunkelte sekundenlang die Szene.

Mandra Korab wollte mit einem Bannspruch eingreifen, er zögerte, denn er glaubte, daß diese seltsame Beschwörung noch nicht ihr Ende gefunden hatte.

Und er behielt recht.

Das Gesicht wurde mit einemmal deutlicher. Dreidimensional schälte es sich hervor, und es schwebte über dem Dreieck aus

Dolchen. Jetzt erkannte der Inder genauer, um was es sich handelte. Es war nicht nur ein Kindergesicht, sondern das eines Mädchens!

Vielleicht fünf oder sechs Jahre alt. Mit teuflischen Augen, einem grinsenden Mund und von einer Aura umgeben, die das Grauen an sich darstellte.

»Ich kriege ihn!« hörte Mandra die Stimme des Mädchens. »Ich kriege ihn in den nächsten Tagen. Er ist verloren...«

»Wer ist verloren?«

»Der Teufel schlägt zu!«

Mandra Korab schüttelte den Kopf. Er starrte das Kindergesicht an, das das Grauen abstrahlte. Das Mädchen hatte vom Teufel gesprochen, aber es konnte mit dem Teufel nicht den Verlorenen gemeint haben. Da mußte etwas anderes dahinterstecken.

»Wen meinst du?«

»London!« schrie das Kind. »London...«

Mandra wurde durch diese Worte wie von einem Peitschenhieb getroffen. Seine besten Freunde lebten in London. Sollten sie ihm durch die Dolche eine Botschaft übermittelt haben oder war es umgekehrt? Jetzt brannten ihm die Fragen erst recht auf den Lippen, doch der Inder bekam keine Antwort mehr.

Mit einem puffenden Geräusch endete nicht nur das Lachen, auch das Gesicht verschwand, und die Griffe der Dolche nahmen wieder ihre normale Farbe an.

Das Dreieck war leer. Wäre nicht der verbrannte Samt gewesen, so hätte nichts darauf hingedeutet, daß hier ein magischer Vorgang abgelaufen wäre.

Aber Mandra Korab hatte genug gehört. Ihm war inzwischen klargeworden, daß sich in London etwas tat, und er hatte plötzlich das Gefühl, als Helfer kommen zu müssen.

Der Inder entschloß sich innerhalb von Sekunden. Er würde in der nächsten Maschine nach London sitzen.

Die sieben Dolche wollte er mitnehmen!

Ich streckte die Beine aus, verschränkte die Arme hinter dem Kopf und lachte. Das veranlaßte meine Freund Bill Conolly, mich erstaunt anzusehen und zu fragen: »Was hast du, John? Ist dir nicht gut?«

»Doch, sicher. Mir geht es sogar sehr gut. Deshalb lache ich ja und fühle mich wohl.«

»Und?«

»Nichts und. Das müßte für dich und Sheila doch ein Kompliment sein, wenn man sich bei euch wohl fühlt.«

»Stimmt«, erklärte der Reporter.

»Wenn du das so siehst.«

»Ja, so sehe ich es.«

Bill nickte. »Hat ja auch lange genug gedauert, bis du dich mal zu einem Besuch bei uns bequemen konntest«

»Wenn du meinen Job hättest...«

Bill winkte ab. »Ich weiß, wie es dir geht. Deshalb sage ich ja nichts. Und Sheila auch nicht. Aber heute nachmittag und am Abend wollen wir mal so richtig schlemmen und von alten Zeiten erzählen, uns einen genehmigen, keine Geister, keine Dämonen...«

»Und was macht der dunkle Gral?« fragte ich dazwischen.

Bill verdrehte die Augen »Himmel, Amor und Wolkenbruch. Jetzt bist du es aber, der von Dämonen anfängt.«

»Ob zum dunklen Gral nur Dämonen gehören, weiß ich nicht. Aber du wolltest nachforschen.«

»Ja, das stimmt.«

»Hast du es getan?«

Bill griff zu seinem Glas. Er drehte den bauchigen Schwenker, in dem sich ein französischer Cognac befand, ein paarmal um die Achse. Für mich ein Beweis, daß Bill mit seinen Nachforschungen noch keinen Schritt vorangekommen war. »Weißt du, John, es ist

verdammst schwierig. Ich habe mich umgehört und auch Bücher gewälzt, aber über den dunklen Gral konnte ich noch nichts finden Aber«, sagte er und hob die freie Hand, »wir stehen doch erst am Beginn. Nur nicht die Kanone ins Getreide werfen sage ich immer. Schließlich habe ich den dunklen Gral zu meiner Lebensaufgabe gemacht.«

»Nun hau mal nicht so auf den Pudding.«

Bill nickte. »Doch, das stimmt.« Er grinste und erkundigte sich dann, ob ich noch einen Schluck wollte.

»Nein, danke. Wann gibt es denn Kaffee und Kuchen? Ich habe extra in der Kantine nichts gegessen.«

Bill blickte auf die Uhr. »Müßte eigentlich gleich soweit sein. Den Tisch hat Sheila schon gedeckt.«

»Na ja, dann verzichte ich auf einen Drink.« Ich lehnte mich wieder zurück. Es tat wirklich gut, mal an einem Arbeitstag entspannen zu können Ich hatte mir einen halben Tag Urlaub genommen und war zu den Conollys gefahren, während Suko die Stellung im Büro hielt. Sollte etwas Wichtiges sein, dann würde er sofort anrufen, das stand außer Frage. Ich hoffte jedoch, daß mich die Schwarzblütler mal für eine Weile in Ruhe lassen würden.

Allerdings sprach die Statistik gegen einen ruhigen Tag. So oft ich bei den Conollys schon gewesen war, es hatte immer irgendwelche Schwierigkeiten gegeben, und da mich erst seit einer halben Stunde bei meinen Freunden befand, wollte ich den Tag nicht vor dem Abend loben So blieb ich erst einmal sitzen.

Durch das Fenster schien eine blasses Märzsonne. Auch in London war der Frühling angebrochen, obwohl es draußen ziemlich kalt war. Wir hatten in den letzten Tagen ein naßkaltes Wetter gehabt, jetzt veränderte sich die Lage allmählich. Ein Hochdruckgebiet zog herbei, die Temperaturen sanken, und es wurde kälter, obwohl die Sonne schien.

Bill stand auf und holte die Flasche. Er gönnnte sich noch einen kleinen Schluck.

Wie auch ich, war Bill locker angezogen. Cordhose, Hemd, Pullover, etwas zum Wohlfühlen. Neben dem großen Fenster blieb der Reporter stehen und schaute in den Garten.

»Sieht alles so trostlos aus, nicht«, sagte ich, weil ich seinem Blick gefolgt war.

»Das stimmt. Wird Zeit, daß wir Frühling bekommen.« Er hob die Schultern. »Ich bin richtig scharf darauf, mal wieder im Garten arbeiten zu können. Dann kann Johnny auch endlich nach draußen.«

»Wo steckt er eigentlich?« wollte ich wissen. Erst jetzt fiel mir auf, daß ich mein Patenkind noch nicht zu Gesicht bekommen hatte.

»Der hat eine neue Freundin.«

»So früh schon?«

Bill grinste. »Da kommt er auf seinen Vater raus.«

»Wie heißt die Kleine denn?«

»Lydia. Stammt aus der Nachbarschaft. Wohnt dort mit ihrer Tante zusammen, denn die Eltern sind für einige Monate verreist. Sie haben das Haus gekauft und verschwanden.«

»Hast du sie mal gesprochen?«

»Nein, die sind ja immer unterwegs. Ich bekam sie nicht einmal zu Gesicht. Nur immer diese Tante.«

»Und? Ist sie jung?«

Bill verzog die Lippen. »So jung wie ein Findling und dünn wie eine Bohnenstange. Eine richtige Karikatur, aber sie scheint nett zu sein.«

Der Reporter hob die Schultern. »Wenigstens hat Johnny es immer erzählt. Sie gibt den Kindern alles.«

»Wenn Johnny sich wohl fühlt, ist es ja die Hauptsache.«

Bill nahm wieder im Sessel Platz. »Der Kleine kommt auch bald in die Schule. Er ist schon richtig heiß darauf.«

»Wie sein Vater, was?«

»Um Himmels willen.« Mein Freund winkte ab. »Wenn ich an meine Schulzeit denke, davon darf ich Johnny überhaupt nichts erzählen. Der lacht mich dann nur aus.«

Ich wollte etwas erwidern, als die Tür zum Eßraum aufgedrückt wurde. Nicht sehr heftig sondern ziemlich langsam. Sie war auch nicht von einem Menschen geöffnet worden, sondern von der vierten Bewohnerin des Hauses.

Es war Nadine Berger.

Nadine, die Wölfin!

Ein prächtiges Tier mit menschlichen Augen und einem herrlichen rotbraunen Fell. Ich hatte sie bisher noch nicht gesehen, sie aber mußte meine Stimme gehört haben, denn sie sprang sofort auf mich zu, und ich stellte hastig mein Glas weg denn die Begrüßung wurde wie immer sehr stürmisch.

Ich blieb sitzen. Nadine hatte sich auf die Hinterpfoten gestellt, und ich umklammerte mit beiden Armen den Wolfskörper, während meine Hände durch das dichte Fell fuhren. Sie wühlten es auf, sie streichelten es, und die Wölfin preßte sich so an mich, als wäre sie noch ein Mensch. In meiner Kehle wurde es trocken Ich mußte hart schlucken, denn wieder dachte ich an die Zeit, als Nadine noch ein Mensch gewesen war. Ein hübsche Frau, ein prächtiger Kamerad. Von zahlreichen Menschen bewundert und verehrt, denn Nadine Berger war Filmschauspielerin gewesen. Ich hatte sie bei einem Fall kennengelernt, und unsere Verbindung war immer lose geblieben, bis auf das eine Mal, da hatte es uns beide übermannt. Wir schliefen miteinander, es war für mich eine unvergeßliche Nacht geworden, dann jedoch kam der Schlag. Nadine war während ihrer Dreharbeiten von einem Dämon angegriffen und schwer verletzt in ein Krankenhaus gebracht worden. Dort starb sie. Doch durch den unheilvollen Zauber des Götterwolfs Fenris war ihre Seele in den

Körper eines Wolfes gelangt, und dort lebte Nadine Berger nun weiter.

Sie hatte auch als Wolf den Weg zu uns gefunden und war von den Conollys aufgenommen worden. Hier kümmerte sie sich besonders um Johnny, denn er war ihr großer Liebling, und ihn beschützte sie. Johnny und Nadine galten als unzertrennlich. Die Wölfin wachte sogar über den Schlaf des Kleinen.

Ob ihr Zustand für alle Zeiten so bleiben würde, das wußte ich nicht. Ich hoffte allerdings, daß es irgendwann einmal wieder so werden würde wie früher, so daß Nadine Berger als Mensch zurückkehren konnte. Allerdings waren dies sehr optimistische Gedanken, die keine reale Grundlage besaßen.

Meine beiden Hände legten sich rechts und links des Kopfes. Ich schaute ihn an und sah wieder diese Augen, die mich so sehr an die alte Nadine erinnerten.

Aus den Augenwinkeln nahm ich wahr, daß mich mein Freund Bill Conolly von der Seite her beobachtete. Er wußte, was in mir vorging und welche Gefühle in meinem Innern tobten, deshalb sagte er nichts und hielt sich zurück.

Schließlich entzog sich Nadine selbst meinem Griff, drehte sich und blieb neben mir sitzen. Ich nahm hastig einen Schluck und räusperte mir die Kehle frei.

Bill meinte: »Ich glaube, John, daß der Kaffee bald fertig ist. Soll ich mal nachschauen?«

»Laß mal. Sheila wird schon kommen.«

»Wie du meinst.«

Meine Zigaretten lagen griffbereit. Ich zündete mir ein Stäbchen an. Bill wollte keines. Wenn er rauchte, dann Pfeife. Wenigstens zu Hause, ansonsten qualmte er auch mal einen Glimmstengel.

Wir sprachen noch über die letzten Fälle und kamen wieder zu dem Thema Dunkler Gral zurück Bis die Eßzimmertür zum zweitenmal

aufgestoßen wurde.

Diesmal erschien Sheila. »Darf ich die Herren dann bitten, am Tisch Platz zu nehmen?«

»Sehr wohl, Gnädigste.«

»Seit wann bist du so vornehm, John?«

»Wenn es dein Mann schon nicht ist, muß ich es wenigstens sein.«

Sheila lachte. »Sei du mal verheiratet.«

»Da werde ich dich wohl kaum mit beglücken können.«

Sie schüttelte den Kopf. »Sag das nicht. Also ich wüßte ja...«

»Einen guten Platz, um Kaffee zu trinken«, stand Bill mir bei, bevor Sheila ihr Lieblingsthema noch weiter ausführen konnte.

»Ihr haltet auch immer zusammen«, beschwerte sie sich und deutete auf die Stühle. Für drei Personen war gedeckt. Sheila hatte einen Schokoladenkuchen gebacken, denn sie wußte, daß ich ihn gern aß. Auf dem Tisch stand auch mein Blumenstrauß, den ich mitgebracht hatte, und ich zeigte mich ein wenig verwundert, was Sheila bemerkte.

»Ist was?«

»Kommt Johnny nicht?«

Bills Frau verdrehte die Augen. »Er hat doch seine Freundin Lydia. Da ist er nicht mehr wegzubekommen. Aber keine Angst, du wirst ihn noch sehen, John.«

Ich nahm Platz. »Ist er gewachsen?«

»Und wie. Zudem ist er richtig frech geworden. Ein Lausebengel. Kommt auf seinen Vater raus.«

»Alles Schlechte hat er von mir, das Gute von seiner Mutter. So ist das nun mal, John«, erklärte Bill und hob die Schultern. »Hättest du einen Sohn, wäre es nicht anders.«

Sheila hatte Kaffee gekocht. Während sie einschenkte, schaute ich sie an. Bills Frau war schon frühlingshaft gekleidet. Sie trug eine weiße Bluse mit Matrosenkragen und einen weit geschwungenen

roten Rock aus dünnem Leder. Ihr Haare hatte sie etwas schneiden lassen und sie hinter die Ohren gekämmt. So sahen die modernen Schnitte heutzutage wohl aus.

Ich schaute auf meinen Kaffe und zog die Nase hoch.

»Was ist denn mit dir?« fragte Sheila.

»Herrlich der Kaffee.«

Sheila setzte sich. Ihre Stirn hatte sich gerunzelt, und sie schaute mich skeptisch an »Willst du mich auf den Arm nehmen?«

»Gera aber dein Mann ist dabei.«

Bill ließ sich nicht stören. Er aß schon Schokoladenkuchen, und auch Nadine näherte sich und setzte sich neben meinem Stuhl auf den Boden.

»Der Kaffee ist wirklich gut«, lobte ich Sheila noch einmal. »Er schmeckt so, wie ihn mir Glenda immer kocht.«

Jetzt lächelte sie. »Hast du vergessen, daß Glenda einmal bei uns gewohnt hat?«

Ich schlug mir gegen die Stirn. »Ja, daran habe ich nicht mehr gedacht. Deshalb also.«

»Genau.«

Ich nahm mir ebenfalls ein Stück Kuchen und hörte Bill fragen: »Von Jane hast du nichts mehr gehört - oder?«

»Nein, in der letzten Zeit ist es ein wenig ruhiger geworden. Aber da braut sich etwas zusammen, dessen bin ich mir sicher.«

»Und in der Teufelsschlucht wollte sie dich killen«, stellte der Reporter fest.

»Nicht nur da. Ich denke an den lächelnden Henker. Aber lassen wir das, sonst schmeckt mir der Kuchen nicht mehr, bei dem sich Sheila so große Mühe gegeben hat.«

Wir aßen mit gutem Appetit. Ich hatte auch Hunger, nahm ein zweites Stück und zusätzlich von dem Gebäck, das in einer Schale für uns bereitstand.

Plötzlich knurrte Nadine.

Da es ruhig war, hörten wir das Geräusch genau und erschraken auch. Nadine blieb nicht mehr liegen, stand auf, und ihr Fell sträubte sich. Ich schaute zuerst die Wölfin an, dann meinen Freund Bill.
»Was hat sie nur?«

»Keine Ahnung.«

Sheila erhob sich. Sie legte die Serviette ab und schob den Stuhl zurück.

»Wahrscheinlich kommt Johnny zurück«

Sie hatte kaum ausgesprochen als der Gong ertönte. Ziemlich lang und anhaltend, so konnten eigentlich nur Kinder klingeln. »Das ist er«, sagte Bill. »Er hat sicherlich deinen Wagen gesehen, John.«

Ich blieb auch nicht mehr sitzen, ging ins Wohnzimmer und holte das Auto, das ich Johnny gekauft hafte. Aus der Diele her klangen Stimmen zu uns herüber. Ich verstand Sheila und hörte auch Kinderstimmen.

»Johnny hat seine Freundin mitgebracht«, erklärte Bill. Die Stimmen wurden lauter, dann erschien Johnny und seine Mutter in der offenen Tür.

Ich mußte lachen, denn der Kleine sah so richtig verroht aus. Er hatte gespielt, das sah man ihm an. Die braunen Schmutzstreifen zogen sich quer über seinen Anorak. Die Hose und das Gesicht hatten andere Farben angenommen.

Jetzt strahlte Johnny, denn er hatte mich entdeckt. »Onkel John!« rief er.

»Onkel John. Endlich bist du gekommen. Mummy schimpft immer, daß du so wenig da bist...«

Ich grinste. Sheila und Bill wurden verlegen, dann sprang Johnny in meine Arme. Wo er hergegangen war, hinterließ er dunkle Flecken auf dem Teppich.

Johnny drückte mich. Er bekam zwei Küsse von mir und drückte

mich dafür noch einmal.

Dann gab ich ihm das Auto. Seine Augen strahlten. »Ein Lastwagen!« rief er, »den habe ich noch nicht.«

»Dann ist es ja genau richtig wie?«

»Klasse, Onkel John, klasse.« Er ließ mich los und schaute den Lastwagen an. »Toll...« Dabei drehte er sich um, ging ein Stück zur Seite, um zur Tür zu schauen.

Und dort erschien ein Mädchen, seine Freundin Lydia!

Sie stand auf der Schwelle, sagte kein Wort und schaute nur in das Zimmer hinein. Dabei blickte sie weder ihren Freund Johnny noch dessen Eltern an, sondern mich. Mich allein.

Ich erschrak. Ein direktes Erschrecken war es nicht, mehr ein sanftes Erschaudern, denn ich hatte mir unter Lydia alles andere vorgestellt, nur nicht das, was sie tatsächlich war.

Ein seltsames Kind.

Eigentlich hätte die Haut im Gesicht vom Spielen gerötet sein müssen, das war bei ihr nicht der Fall. Sie wirkte blaß, richtiggehend bleich, und auch die Wangen kamen mir eingefallen vor. Sie trug eine Steppjacke, Jeans, einen Pullover, und ihr Haar fiel lang bis fast auf den Rücken. Es zeigte eine seltsame Farbe, so fahl, ohne Glanz, als wäre es stumpf gemacht worden.

Wirklich ein seltsames Mädchen, dessen unnatürlich wäßrige Augen mich an hellblaue Kugeln erinnerten. In ihnen steckte kein Leben, wenig Gefühl, und zu diesen Augen paßten auch die blassen, schmalen Lippen, des schon sehr ausgeprägten Gesichts, so daß mich dieses Kind fast an eine Erwachsene erinnerte.

Und noch etwas empfand ich als seltsam. Lydia hatte es wohl verlernt zu lächeln. Sie schaute nur, aber ihre Lippen verzogen sich nicht. Normalerweise lächeln Kinder, wenn sie irgendwohin kommen. Ob forsch oder scheu, das spielt keine Rolle, aber sie

lächeln. Bei diesem Mädchen war es nicht der Fall.

Es blieb stumm. Fast wie ein Denkmal.

Ich wollte nicht voreilig den Stab über sie brechen und schob ihre Reaktion auf meine Anwesenheit zurück. Ich war fremd, sie kannte mich nicht und war deshalb vielleicht verlegen.

Ich beschloß, der Kleinen eine Brücke zu bauen. »Du bist Lydia, nicht wahr?«

»Ja, Sir.«

»Ah«, sagte ich, »du kannst sogar sprechen. Ich dachte schon, du wärst stumm.«

»Nein Sir.«

Ein Knurren schreckte mich auf. Nadine, die Wölfin, hatte es ausgestoßen. Sie lag auch nicht mehr auf dem Boden, sondern war aufgestanden und bewegte sich auf Lydia zu. Dabei hatte sie den Rachen so weit aufgerissen, daß man Angst bekommen konnte. Lydia blieb stehen. Sie starrte das Tier nur an. Ich bekam plötzlich Angst um sie, doch das Mädchen schaffte sein Problem von allein aus der Welt.

Nadine wandte sich ab. Sie schüttelte dabei den Kopf, drehte sich um und trottete davon.

Bill Conolly schien die Lage auch nicht gerade zu gefallen, denn er schaute ziemlich skeptisch aus der Wäsche. Sheila jedoch rettete mit ihrem Charme die Situation. Sie ging auf Lydia zu und streckte ihren Arm aus. »Möchtest du vielleicht ein Stück Kuchen?«

»Nein, ich habe schon gegessen.«

»Aber ein kleines Stück...«

»Bitte nicht.«

»Dann ist es gut.«

»Aber ich, Mummy!« meldete sich Johnny. »Ich wollte auch nur Onkel John guten Tag sagen, dann gehen wir gleich zu Lydia.«

Sheila machte ein enttäuschtes Gesicht. »Wie schade. Ich dachte,

ihr würdet hier spielen. Onkel John hat sich so auf dich gefreut, mein Schatz.«

Johnny zog einen Flunsch. Er war plötzlich hin und her gerissen, kam schließlich zu mir und hüpfte auf meinen Schoß. »Stimmt das, Onkel John? Hast du dich so auf mich gefreut?«

»Eigentlich ja.«

»Dann kannst du ja mit uns spielen.« Ich lachte. »Nein, nein, macht ihr das mal allein. Ich bin schon ein wenig groß.«

»Und du bist mir nicht böse?«

»Bestimmt nicht.«

»Versprochen?« Er hielt mir seine kleine Hand hin, in die ich einschlug.

»Alles klar, mein Lieber.«

»Und wenn ich zurückkomme, bist du dann noch da?«

»Sicher.«

»Dann mußt du mich ins Bett bringen. Machst du das?«

»Ich lese dir sogar noch eine Geschichte vor.«

Als Johnny das hörte, war er obenauf, nahm ein Stück Kuchen, rutschte von meinem Schoß und lief zur Tür.

Sheila fing ihn noch einmal ab. »Aber bleib nicht zu lange, Johnny.« Zu Lydia sagte sie: »Wenn es dunkel wird, schicke ihn bitte nach Hause.«

»Gern, Mrs. Conolly.«

Die beiden gingen aus dem Zimmer. Johnny kauend, denn er mußte seinen Kuchen noch essen.

Ich nahm wieder Platz, während Sheila den beiden folgte und Bill die Flasche Cognac aus dem Wohnraum holte. »Du trinkst doch einen Schluck?« fragte mich mein Freund.

Ich nickte.

Der Reporter schenkte ein. Ich hatte mich wieder an den Tisch gesetzt und hörte von draußen durch die offene Tür das Knurren der

Wölfin. Dann begann sie plötzlich zu heulen, und wir schraken beide zusammen. Bill wurde blaß, ich ebenfalls.

»Sie mag das Mädchen nicht.«

Ich faßte nach meinem Glas und drehte es. »Hat sie einen Grund?«

»Kann ich dir nicht genau sagen. Immer wenn Lydia kommt, benimmt sich Nadine sehr seltsam.«

Bill lächelte sparsam. »Ich kann sie ja nicht fragen, denn sie spricht nicht.«

»Es ist vielleicht Eifersucht.«

»Was ist Eifersucht?« fragte Sheila, die meinen letzten Satz mitbekommen hatte. Ich erklärte es ihr.

Bills Frau hob die Schultern. »Darüber kann ich dir nicht viel sagen, John. Wir müssen es hinnehmen, aber seltsam ist es schon. Johnny hat zwar nicht sehr viele Spielkameraden, aber Nadine hat nie so reagiert, da gebe ich dir recht.«

Ich streckte meinen Hals und schaute durch die Tür, die Sheila offengelassen hatte. Die Wölfin kam nicht. Allerdings hörten wir ihr Jaulen, und es klang wie eine Trauermusik.

Schweigend saßen wir da. Bill starrte auf die Tischplatte, Sheila nagte an ihrer Lippe, bis ich die Stille mit einer Frage unterbrach. »Sagt mal, habt ihr euch eigentlich schon mal um die Familie dieser Lydia gekümmert?«

»Ja.« Sheila gab die Antwort.

»Und?«

»Nichts und. Alles normal. Sie lebt allerdings bei ihrer Tante, aber so etwas ist kein Verbrechen.«

»Nein, das nicht.« Ich lachte. »Habt ihr euch die Tante näher angesehen?«

Bill winkte ab. »John, ich habe dir doch von ihr berichtet. Das ist eine Heuschrecke.«

»Kein Mensch kann etwas für sein Aussehen, aber warst du schon

im Haus?«

»Noch nie.«

»Ich auch nicht«, pflichtete Sheila ihrem Mann bei. »Dann wißt ihr doch nicht viel.«

»Wie gesagt, die Eltern der Lydia haben das Haus gekauft, und das Kind lebt jetzt bei der Tante, weil Vater und Mutter in der Weltgeschichte herumreisen. John, ich habe das Gefühl, daß du wieder einmal Gespenster siehst.«

»Möglicherweise. Ihr wißt ja selbst, wie der Job einen Menschen prägen kann. Außerdem kommt Johnny ja heute abend zurück. Dann können wir ihn besser fragen.«

»Der wird uns alles sagen.« Bill griff nach dem Glas. »Jedenfalls lassen wir uns den Tag nicht verderben. Cheerio, alter Junge! Auf unser Spezielles.«

Auch ich trank meinem Freund zu, und Sheila hob ihre Kaffeetasse an. Wir hatten die Gefäße soeben zum Mund geführt, als Nadine reagierte. Ein schauriges Heulen hallte durch das Haus und erfüllte jeden Winkel des Bungalows.

Das war ein Hammer.

Wir spritzten sofort von unseren Stühlen hoch und rannten in Richtung Kinderzimmer, denn von dort war das Heulen aufgeklungen...

Die beiden Kinder liefen Hand in Hand durch den großen Garten in Richtung Tor. Johnny war ganz außer sich. Von einem Bein hüpfte er auf das andere, lachte und sagte: »Stell dir vor, mein Onkel ist bei der Polizei.«

»Ehrlich?«

»Ja.«

»Kann ich nicht glauben.« Lydia blieb plötzlich stehen, und Johnny wäre fast hingefallen, als er den Ruck verspürte. Das Mädchen

stemmte seine kleinen Hände in die Hüften »Ist dein Onkel wirklich bei der Polizei?«

»Du kannst ihn ja fragen. Wir laufen wieder zurück...« Johnny setzte sich schon in Bewegung, doch Lydia versperrte ihm den Weg. »Nein, ich glaube dir ja.«

»Dann brauchst du dich nicht so anzustellen.«

Lydia legte den Kopf schief. »Dein Onkel mag mich nicht.«

Johnnys Augen wurden groß. »Wieso? Er hat Kinder gern. Das siehst du doch bei mir. Sogar ein Auto habe ich bekommen...«

»Ja«, dehnte Lydia wie eine Erwachsene. »Er mag mich trotzdem nicht, dein Onkel.«

»Und warum nicht?«

Lydia ging auf diese Frage nicht ein. Statt dessen sagte sie: »Aber ich mag ihn auch nicht.«

»Er hat dir nichts getan.«

Lydia hob die Schultern. Sie bewegte dabei ihren Mund, aber Johnny verstand nicht was sie sagte. Danach ging sie einfach weiter, ohne sich um den Jungen zu kümmern.

Johnny wußte nicht, was er tun sollte. Er stand da, schaute auf seine schmutzigen Schuhe, blickte zum Haus, sah schließlich dem Mädchen hinterher und bemerkte nicht, daß Lydia den Kopf gesenkt und gleichzeitig schräg gelegt hatte, um zwischen Arm und Achsel zurückzuschauen zu können. Denn sie wollte, daß der Junge ihr folgte. Johnny entschloß sich. Er dachte daran, was er seiner Freundin versprochen hatte und rannte hinter ihr her. »Warte doch!« rief er. »Das ist doof, was du da machst.«

Erst dicht vor dem Tor blieb Lydia stehen und ging schließlich weiter, als der Junge sie eingeholt hatte.

»Du stellst dich immer an...«, beschwerte sich Johnny, wobei er heftig atmete, denn er war lange gerannt.

»Willst du mit mir spielen oder nicht?« Die Frage des Mädchens

klang sehr aggressiv.

»Klar.«

»Dann komm auch.«

»Aber nicht mit deiner Katze.«

Lydia blieb stehen. Sie schaute Johnny an, und ihre seltsamen Augen wurden noch schmäler. »Wieso nicht?«

»Ich mag sie nicht.«

»Sie ist doch nett.«

»Nein, die ist nicht nett.« Johnny stampfte mit dem Fuß auf. »Sie ist gefährlich.«

»Wie deine Wölfin, was?«

Der Junge schüttelte den Kopf. »Nadine ist toll. Sie ist meine Freundin. Die hat mir schon mal das Leben gerettet«, erklärte er in einem sehr ernsten Tonfall.

»Dieses Vieh?«

Johnny wurde blaß und riß den Mund auf. So hatte noch keiner gewagt über Nadine zu sprechen. Seine Freundin, die Wölfin, als Vieh zu bezeichnen, war eine Ungeheuerlichkeit. Das hatte noch niemand gewagt, und Johnny wurde ernstlich böse.

»Wenn du das noch einmal sagst, dann gehe ich nicht mit dir, und dann spiele ich auch nie, nie, nie mehr!«

Das Mädchen beobachtete Johnny genau. Wer die beiden aus der Ferne sah, hätte zwischen ihnen kaum einen Unterschied festgestellt. Beim Näherkommen jedoch waren die Unterschiede vorhanden. Nicht allein die, daß es sich um ein Mädchen und einen Jungen handelte, nein, auch die Gesichtsausdrücke unterschieden sich sehr.

Johnny war trotz seiner Erstaunheit noch sehr kindlich geblieben, während das Gesicht des Mädchens einen verschlagenen Ausdruck zeigte. Die Augen blickten lauernd, und der Mund war fest zusammengepreßt, so daß die Lippen kaum auffielen.

»Nimm das sofort zurück!« verlangte Johnny. Er nahm eine

drohende Haltung ein und ballte die Hände.

»Was?«

»Das mit Nadine.«

»Willst du mich verhauen?«

»Wenn du das nicht zurücknimmst.«

Da lächelte Lydia plötzlich. »Gut«, sagte sie. »Ich nehme es zurück Ich wußte ja nicht, daß du so an der Wölfin hängst. Kann ich aber nicht verstehen, eine Wölfin...«

Johnny hatte sich wieder beruhigt. Zudem war er froh, daß Lydia dir Worte nicht so gemeint hatte, denn er sagte: »Soll ich dir mal etwas verraten?«

»Was denn?«

Johnny kam dicht an seine Freundin heran und brachte seinen Mund an ihr Ohr. »Du darfst es aber nicht weitersagen.«

»Ich verspreche es.«

»Nadine ist keine Wölfin, sondern in Wirklichkeit ein Mensch.«

Der kleine Johnny hatte damit gerechnet, daß Lydia vor Ehrfurcht staunen würde. Das tat sie nicht. Eher das Gegenteil war der Fall. Sie fing an zu lachen.

»Ein Mensch!« prustete sie los. »Ein Mensch, der aussieht wie ein Tier. Und dann auf vier Beinen. Das glaube ich dir nicht.«

Johnny zeigte sich erschreckt. Er atmete hastig ein, seine Augen wurden groß, denn damit hatte er nicht gerechnet. »Ein Mensch!« flüsterte er, »sie ist wirklich ein Mensch.«

»Ja, ja, ich glaube dir.«

Johnny schüttelte den Kopf. »Du mußt mal in ihre Augen sehen, dann kannst du es erkennen.«

»Das habe ich schon.«

»Und,«

»Laß uns gehen!« Abrupt drehte sich Lydia um. Sie wollte von diesem Thema nichts mehr wissen, und Johnny wunderte sich über

die Reaktion seiner Freundin.

Allerdings ahnte er nicht im entferntesten den Grund. Lydia wußte genau, aus welchem Grunde sie das alles tat. Sie hatte längst festgestellt, daß sie und die Wölfin Feinde waren. Johnny folgte ihr. Sie gingen die Straße entlang wo es noch Bäume gab, die auf den Gehsteigen wuchsen. Die Stämme schauten aus kleinen Erdinseln hervor, die braun vom Grau des Asphalt abstachen. Hier konnte man wohnen, hier konnte man leben, denn in dieser Gegend war die Welt in Ordnung.

Sie brauchten die Straße nicht zu überqueren und auch nicht bis zur nächsten Kreuzung zu gehen. Das Haus, in dem die Tante des kleinen Mädchens lebte, lag nun auf der linken Seite, ebenso wie das der Conollys. Allerdings unterschieden sich die Häuser voneinander wie Tag und Nacht.

Während man das Haus der Conollys - gebaut im Bungalow-Stil - als Neubau bezeichnen konnte, gehörte das andere zu den Bauten, die schon die Jahrhundertwende erlebt hatten. Eine Villa, errichtet aus dicken Steinen und mit hohen Fenstern versehen sowie zahlreichen Erkern und Vorsprüngen im Mauerwerk, auch die Tür des Hauses besaß schon bald Museumswert. Sie bestand aus Eiche, und die Jahre hatten ihre Spuren in dem Holz hinterlassen, so daß seine Oberfläche wie das faltige Gesicht eines alten Menschen wirkte.

Der Garten war auch nicht so kultiviert angelegt wie bei den Conollys. Er glich mehr einem Dschungel, zeigte große Anzeichen von Verwilderung und es war zu erkennen, daß die neuen Mieter noch nicht die Zeit gefunden hatten, einmal richtig aufzuräumen.

Davor hatte das Haus einige Zeit leer gestanden. Es war für eine Vermietung einfach zu teuer gewesen, und für einen Kauf hatte sich niemand interessiert.

Das Gartentor quietschte häßlich, als es von Lydia aufgedrückt wurde. Johnny zögerte noch. Er mochte dieses Haus eigentlich nicht.

Am besten fand er noch den Garten, und er war eigentlich nur mitgegangen um mit Lydia im Garten spielen zu können.

»Was ist denn?«

»Ich bleibe lieber hier«, sagte er.

»Aber...«

Johnny ließ sich nicht beirren. »Du hast gesagt, daß wir im Garten spielen können.«

»Klar, das machen wir auch. Aber später.«

»Wieso?«

»Ich will erst noch rein. Außerdem muß ich zum Klo, und ich habe Hunger.«

»Du hättest doch bei uns was essen können.«

»Das mag ich nicht. Ich esse keinen Kuchen.«

»Was dann?«

»Fleisch!«

Scharf stieß sie das Wort aus. Johnny war noch nicht alt genug um die Untertöne in der Stimme zu merken. Er vertraute zudem auf seine neue Freundin und nickte. »Gut, dann laß uns erst ins Haus. Aber nicht lange.«

»Habe ich doch versprochen.«

Der Weg zum Haus war zwar geplättet worden, doch Moos und Unkraut hatten im Laufe der Jahre einen grünen Film darüber gelegt, so daß von den Steinen nicht viel zu sehen war.

Johnny schaute auf das Haus.

Rechts und links neben der Haustür befanden sich zwei große Fenster, die auch sehr hoch waren. Darüber, in der ersten Etage zählte der Junge vier Fenster und danach begann schon das schräge Dach, in dem nur Luken zu sehen waren. Die Wände des Hauses zeigten eine graue Farbe. Nichts war freundlich oder hell wie bei ihm zu Hause, und die kahlen Gewächse im Garten hielten zusätzlich noch Licht ab, so daß es auch im Haus selbst immer ziemlich dunkel

war.

Lydia schien das alles nicht zu stören. Sie lachte sogar und summte vor sich hin, als sie den Weg zum Haus nahm. Seit sie den Garten betreten hatten, war ihr Zustand ein anderer geworden. Ihre Laune hatte sich verbessert, an der Tür blieb sie stehen, drehte sich um und winkte Johnny zu.

»Komm endlich!«

»Ja, ja.«

Da wurde die Tür geöffnet. Dies geschah nicht schnell oder ruckartig sondern allmählich. Ein dunkler Spalt entstand, in dem sich schattenhaft ein Gesicht abzeichnete, das immer deutlichere Konturen annahm, als der Spalt erweitert wurde.

Martha war da!

Lydias Tante.

Sie hatte schon sehnüchsig auf die beiden gewartet. In ihren Augen blitzte es auf, als sie den Jungen erkannte, und um ihre Lippen spielte ein dünnes Lächeln.

Der kleine Johnny mochte die Frau nicht, denn sie strahlte eine Kälte aus, die er auch als Kind genau fühlte. Die Gestalt dieser Frau wirkte wie eine Statue aus einer anderen Epoche. Sie war hochgewachsen, überaus hager, hatte ihr graublondes Haar glatt nach hinten gekämmt und trug ein dunkelbraunes Kleid, das ziemlich weit geschnitten war und bis zu den Waden reichte. Wie ein Stift sprang die Nase aus dem knochigen Gesicht vor, und ihre Finger wirkten so schmal wie die Klauen eines Geiers.

»Dann kommt mal herein«, sagte sie mit einer Stimme, die überhaupt keine Schwingungen besaß. Sie klang glatt, lahm, war weder freundlich noch das Gegenteil davon, und ein normal fühlender Mensch konnte von ihr abgestoßen werden.

Johnny war vor der Tür noch einmal stehengeblieben. Er schaute zu dieser Frau hoch, zu der Lydia immer Tante Martha sagte, und er

zögerte, das Haus zu betreten. Irgendwie schien er zu fühlen, daß hier etwa nicht stimmte, eine innere Stimme warnte ihn, und als die Frau sich erkundigte, ob er nicht hineinkommen wollte, da schüttelte er den Kopf.

»Aber draußen ist es kalt«, sagte sie. »Wir wollten sowieso im Garten spielen.«

»Jetzt?«

»Nein, später, Tante Martha.« Diese Antwort kam von Lydia. Sie war bereits ins Haus geschlüpft und im Dunkel der Eingangsdiele verschwunden, so daß Johnny sie nicht einmal sah.

Die Frau straffte sich noch mehr. »Willst du tatsächlich so lange warten, mein Junge?«

»Ja, nein, ich...«

»Komm schon.« Martha wurde ungeduldig. Plötzlich erschien ihr Arm, die Finger waren dabei griffbereit nach unten gedreht, und bevor Johnny sich versah, hatte die Frau seine Schulter gepackt und zog ihn durch den Türspalt ins Haus.

Johnny wollte sich wehren. Er stemmte sich noch gegen den Griff, aber die Kraft der hageren Frau war einfach zu groß, so daß der Kleine nichts erreichte.

In der Diele fand er sich wieder.

Martha schloß die Tür. Johnny hörte, wie sie zuklappte. Er sah aber nicht, daß die Frau blitzschnell abschloß und den Schlüssel in ihrer rechten Kleidertasche verschwinden ließ.

Dann machte sie Licht.

An der Decke wurde eine Lampe hell. Eine alte Schalenleuchte, deren Licht zwar einen gelblichen Schein besaß, der allerdings kälter wurde, sobald er auf den rötlichbraun schimmernden Steinfußboden fiel. Nur wenige Möbelstücke standen in der Diele.

Eine alte Uhr, die nicht mehr tickte, eine Truhe, dazu ein Schrank und eine Bank.

Lydias Zimmer lag in der ersten Etage. Zu ihr führte eine breite Treppe hoch, die dicht neben den Rippen eines hohen Heizkörpers ihren Anfang nahm.

Von der Diele zweigten mehrere Zimmer ab. Sie führten zu den im Erdgeschoß liegenden Räumen, die der kleine Johnny noch nie betreten hatte. Er war entweder in Lydias Zimmer geführt worden oder immer in der Diele geblieben.

Unschlüssig stand der Kleine auf dem Fleck. Er fühlte sich unwohl, und wenn er seinen Kopf hob, sah er den Blick der hageren Frau auf sich gerichtet.

»Was wollt ihr denn spielen?« fragte sie.

»Ich weiß es noch nicht.«

Die Frau lächelte. »Lydia freut sich auf dich. Sie hat eine Überraschung auf ihrem Zimmer.«

Die Augen des Jungen wurden groß. »Für mich?«

»Ja, für dich.«

Jetzt konnte Johnny wieder lächeln. Auch die Neugierde ergriff von ihm Besitz. »Was ist es denn?«

»Das verrate ich dir nicht«

Johnny wollte weiterhin fragen. Er hörte jedoch die Wasserspülung. Das rauschende Geräusch drang bis in die Diele. Wenig später klappte oben eine Tür, dann erschien Lydia auf der Treppe und schaute hinab in die Diele.

Sie winkte. »Kannst du jetzt kommen, Johnny?«

»Wir wollten doch im Garten spielen!« beschwerte sich der Kleine.

»Denkst du nicht an die Überraschung?« fragte Martha und legte ihm eine Hand auf die Schulter.

Es war dem Jungen unangenehm. Er spürte den Druck, wollte ihm entweichen, doch Martha hielt ihn fest, und sie dirigierte ihn auf die Treppe zu.

Johnny konnte nicht anders. Er setzte seine Füße automatisch voreinander und schritt die Stufen hoch.

Lydia erwartete ihn. Sie lächelte ihn an. Ihre Augen blieben dabei seltsam starr, und Martha ließ die Kinder gehen. Auf halber Höhe der Treppe wartete sie, um zu sehen, ob sich die Sache auch günstig entwickelte.

»Hast du wirklich eine Überraschung?« fragte der Junge.

»Ja. Sogar ein Geschenk für dich. Komm nur mit!« Sie nahm ihn einfach an die Hand, und Johnny schaute seine neue Freundin seltsam zweifelnd von der Seite her an.

»Du glaubst mir nicht, wie?«

»Ich weiß nicht so recht«, quetschte Johnny mühsam hervor. Lydia hatte Licht gemacht. Es waren kahle Lampen, deren Schein auf einen Boden fiel, der mit einem grünen Läufer bedeckt war. Jetzt sah er mehr grau aus.

Vor der dritten Tür auf der linken Seite blieben sie stehen. Die Türen sahen alle gleich aus. Sie besaßen einen hellen Lackanstrich. Im Bereich der Ränder blätterte er bereits stark ab.

Die Klinken waren gebogen. Lydia drückte sie nach unten, und machte es spannend, indem sie einen Finger auf ihre Lippen legte. Sie stieß die Tür nur so weit auf, daß sie selbst mit dem Arm durch den Spalt greifen und nach dem Lichtschalter tasten konnte.

Ihn drehte sie herum.

Es wurde hell. Als das Zimmer erleuchtet war, schob sie die Tür bis zum Anschlag hin auf, so daß Johnny Conolly eintreten konnte. Nach einem Schritt blieb er schon stehen. Das Zimmer war ziemlich geräumig. Die Regale an den Wänden enthielten Spielzeug in Massen. Da war alles vertreten. Von der Puppe, über Autos, Flugzeuge bis zu Steckbausteinen.

Nur etwas paßte nicht in diesen Raum. Und dieser Gegenstand befand sich zwischen zwei Regalen in der Mitte des Zimmers. Es

war ein weißer Kindersarg!

Johnny rührte sich nicht. Er hatte zuerst die Spielsachen entdeckt, nun aber fraß sich der Blick des kleinen Jungen an dem unheimlichen Gegenstand fest.

Ein Erwachsener hätte sofort Bescheid gewußt. Johnny war ein noch nicht einmal schulpflichtiges Kind, er besaß seine Naivität und fragte:

»Wo ist denn mein Geschenk?«

»Da ist es!« Lydia deutete nach vorn. Ihr kleiner Zeigefinger wies auf den Kindersarg.

Johnny war sprachlos. Er wußte natürlich, Welch eine Funktion so ein Sarg besaß, aber er konnte nicht verstehen, daß er für ihn sein sollte.

»Ein Sarg?« fragte er.

»Ja, Johnny.«

»Aber... aber.« Der Junge schaute verwirrt und hob seine Schultern.

»Was soll ich denn damit? Man spielt doch nicht mit einem Sarg. Und ich bin auch nicht tot.«

»Noch nicht«, sagte das Mädchen mit einer erschreckenden Kälte in der Stimme.

Johnny drehte ihr sein Gesicht zu. Lydias Züge wirkten eingefroren. In ihren sonst so wäßrig schimmernden Augen hatte der Ausdruck gewechselt. Sie steckten jetzt voller Leben und waren von denen eines Erwachsenen nicht zu unterscheiden. Lydia war ein Kind, das genau wußte, was es wollte.

»Aber du hast gesagt, daß wir spielen wollen«, verteidigte sich Johnny trotzig. Sein Gesicht verzog sich ebenfalls. Er sah aus, als wollte er jeden Augenblick anfangen zu weinen. Dann schüttelte er den Kopf. »Ich will diesen Sarg aber nicht.«

»Danach wirst du überhaupt nicht gefragt«, erklärte Lydia kalt. »Ob du willst oder nicht, du bist dran. Hast du verstanden?«

»Spielst du auch damit?«

Lydia lachte leise. »Ich spiele nie damit. Warum auch? Der Sarg ist doch für dich. Nur für dich, Johnny. Wir haben ihn extra geholt, damit du etwas zu spielen hast.«

»Das will ich nicht!« Er schrie jetzt.

Lydia drehte sich so, daß sie Johnny Conolly direkt anschauen konnte. Der Kleine hielt dem Blick stand. Er rechnete allerdings nicht mit der Heimtücke seiner Freundin, denn Lydia war es leid. Sie schlug einfach zu.

Ihre kleine Hand hätte bei einem Erwachsenen kaum etwas ausrichten können, bei dem Jungen war es anders. Der Hieb traf sein Gesicht. Ein Klatschen ertönte, und Johnny taumelte zurück, so daß er mit dem Rücken bis gegen das Regal prallte, in dem einige Puppen standen. Zwei von ihnen bekamen durch den Stoß das Übergewicht und fielen dicht neben dem Jungen zu Boden.

»Na?« höhnte Lydia, »was sagst du nun dazu, mein kleiner Freund? Willst du dein Spielzeug nun annehmen oder nicht?«

Johnny rieb seine Wange. Sie nahm eine rote Farbe an. Der Schlag brannte noch auf der Haut, und beide Kinder hörten von unten die Stimme der Tante.

Honigsüß erkundigte sie sich, ob alles in Ordnung wäre. Lydia drehte ihren Kopf zur Tür. »Ja, Tante Martha, hier ist alles in Ordnung.«

»Laß mich raus!« forderte Johnny. »Ich will hier weg!« Er stand wieder dicht davor, in Tränen auszubrechen.

Lydia schüttelte den Kopf. »Dieses Haus verläßt du nur im Sarg. Er ist ja extra für dich. Wir schaffen dich schon weg Kleiner. Alles ist genau geplant...«

Lydia fing an zu lachen. Dabei schaute sie den jungen böse an, ihre

Augen funkelten, der Mund hatte sich verzogen und bildete eine Öffnung.

Wie ein kampfbereites kleines Ungeheuer hatte Lydia vor ihrem Freund Aufstellung genommen.

Johnny merkte zum erstenmal richtig auf was er sich da eingelassen hatte. Ihm wurde jetzt klar, daß Lydia nicht die Freundin war, wie er sie sich vorstellte. Sie war gemein zu ihm, und sie wollte überhaupt nicht mit ihm spielen, sondern etwas anderes.

»Steigst du nun in den Sarg oder nicht?« fragte das Mädchen mit lauernder Stimme.

Und da tat Johnny etwas, von dem er überhaupt nicht überzeugt war. Er nickte einfach.

Lydia schaute auf seinen Kopf und lächelte plötzlich. »Das finde ich aber toll von dir. Du willst also freiwillig in den Sarg steigen, damit wir dich zu ihm bringen können?«

»Ja.«

»Dann komm!« Lydia drehte sich um, damit sie auf die weiße Totenkiste zuschreiten konnte.

Darauf hatte Johnny nur gewartet. Durch seine Reaktion vorhin hatte er das Mädchen in Sicherheit wiegen wollen, und dies war ihm gelungen. Jetzt konnte er etwas tun.

Es kostete ihn Mühe, seine Angst zu unterdrücken, und er warf sich vor, wobei er beide Arme ausstreckte. Damit überraschte er auch Lydia, die längst nicht mehr an so etwas geglaubt hatte. Deshalb mußte sie den Stoß voll nehmen, der sie nicht nur zurück sondern bis gegen den Sarg schleuderte, wobei der sich plötzlich als gefährliche Stolperfalle erwies, und das Mädchen in Schwierigkeiten brachte.

Lydia fiel auf auf den Rücken. Die Beine warf sie dabei in die Höhe, dann kippte sie um und fiel an der anderen Seite des Sarges wieder zu Boden. Das alles bekam Johnny Conolly nicht mit. Er hatte längst die richtigen Konsequenzen gezogen und war aus dem Zimmer

in den Flur geschlüpft. Der Kleine wußte, daß ihm nur noch eine schnelle Flucht helfen konnte. Er mußte dieses Haus verlassen, in dem man nur Böses von ihm wollte. Scharf wandte er sich nach rechts und rannte, so schnell es ging, auf die Treppe zu, um anschließend die Stufen hinunterzupoltern. Mit einer Hand hielt er sich dabei am Geländer fest. Er wäre fast gestolpert, fing sich wieder und lief hinab in die düstere Diele, wo das Licht inzwischen ausgeschaltet worden war.

Von der Tante sah er nichts. Sie schien von alldem nichts bemerkt zu haben, und die Haustür zeichnete sich schwach als graues, hochstehendes Rechteck im Mauerwerk ab.

Die Tür war sein Ziel.

Die letzten drei Stufen nahm Johnny mit einem gewaltigen Sprung. Für seine Größe eine Leistung dann fing er seinen Körper wieder ab und rannte auf die Tür zu.

Noch immer war von der Tante nichts zu sehen. Johnny erreichte die Tür, hob seinen Arm und drückte seine rechte Hand auf die Klinke. Verschlossen!

Die Tür war zu, und der Kleine merkte das in diesen Augenblicken, wo seine Hoffnung allmählich zusammenbrach. Er rüttelte an der Klinke, doch die Tür hielt.

Allmählich wurde Johnny klar, daß er auf diese Art und Weise das Haus nicht verlassen konnte. Er begann zu weinen und vernahm in seinem Rücken die schweren Schritte.

Er drehte sich um.

Die Tante kam.

Er hatte sie bisher nicht entdeckt, denn sie hielt sich in einem Winkel der Diele versteckt in dem die Dunkelheit nistete. Nun aber löste sie sich. Und Johnny, der zuerst nur die Schritte der Frau gehört hatte, sah sie jetzt genau.

Ihre Gestalt schälte sich allmählich hervor, und so wie sie aus dem

Dunkel herankam, erinnerte sie den Kleinen an ein schreckliches Gespenst.

Hinzu kam das leise Lachen, das dem Jungen entgegenwehte und schon mehr mit einem Kichern zu vergleichen war.

Schritt für Schritt.

Jeder Tritt war mit einem hämmерnden Geräusch begleitet, so hart trat sie auf.

Ein böser Geist, eine Frau, die Böses ausstrahlte und nun stehenblieb. Etwa zwei Schritte vor dem Jungen hatte sie angehalten. Johnny preßte sich mit dem Rücken gegen die Tür. Er zitterte. Seine Augen waren groß geworden, und er sah mit an, wie die Tante ihren rechten Arm hob, ihn anwinkelte und vorstreckte.

Sie zeigte Johnny dabei die Faust. Unendlich langsam öffnete sie die Hand.

»Suchst du ihn?« fragte sie höhnisch.

Johnny Conolly starzte auf den Schlüssel in ihrer offenen Handfläche...

Bill hatte so günstig gesessen, daß ich seinen Vorsprung nicht mehr einholen konnte. Aus diesem Grunde erreichte er auch als erster das Kinderzimmer.

Die Tür stand offen, und was wir sahen, ließ uns erschrecken. Nadine, die Wölfin, hockte vor dem Fenster und heulte. Es war ein böses, ein wütendes Heulen, und den Grund dafür sahen wir gleich. Er saß auf der Fensterbank.

Eigentlich harmlos, denn es war eine Katze! Sie starzte von außen durch die Scheibe in das Zimmer hinein, und mein Blick saugte sich automatisch an der Gestalt des Tieres fest. Eine seltsame Mischung bekamen wir da präsentiert. Diese Katze glich schon mehr einem kleinen Raubtier. Erst einmal war sie ziemlich groß, dann besaß sie ein rötliches, struppiges Fell, dessen unzählige Haare wie kleine

Speerspitzen in die Höhe standen. Da war nichts von einem seidigen Glanz zu sehen, dieses Tier sah aus wie ein streunender Kater, so wie sie zu Hunderten überall herumliefen und sich mit anderen Tieren herumschlügen. Sie besaß auch einen dreieckigen Kopf, die Ohren waren aufgerichtet, und das genau störte mich etwas. Es war das Gesicht. Ich hatte noch nie so ein böses Katzengesicht gesehen. Gelbe Augen, ohne Pupillen, dazu ein Maul, das weit aufgerissen war und lange spitze Zähne sehen ließ. Wie kleine Messer ragten sie aus beiden Kiefern und trafen sich in der Mitte.

Ein kleines, dennoch furchterregendes Geschöpf. Ich konnte mir gut vorstellen, daß Nadine anders reagierte, trotzdem war es von der Wölfin eine Überreaktion gewesen.

Die Augen des furchterregenden Geschöpfs blickten grausam, böse und kalt. Ein Blick den ich mit einem Messer vergleichen konnte, und der nicht uns traf, sondern allein Nadine.

Ihr Heulen ebbte ab. Es wurde zu einem Jaulen, das sich sehr kläglich anhörte, und Nadines Fell sträubte sich ebenfalls, wobei sich die Wölfin sogar zurückzog.

Das verstand ich nicht. Seit wann hatte sie Angst vor einer Katze? Jetzt drängten wir uns in den Raum, auch Sheila war gekommen, ziemlich blaß im Gesicht.

»Was ist denn los?« flüsterte sie.

Bill deutete auf das Fenster »Die Katze.«

»Aber das ist doch Devil!«

»Wer?« fragte ich, da ich mich über den Namen gewundert hatte, denn Devil heißt Teufel.

»Das ist die Katze von Lydia. Wir haben sie ein paarmal gesehen, denn sie brachte sie mit.«

»Ach so«, sagte ich und ging langsam auf das Fenster zu, während Bill seinen Kommentar gab und von einem widerlichen Tier sprach. Die Katze rührte sich nicht. Devil hieß sie, und wie ein kleiner

Teufel kam sie mir auch vor.

Mein Gedankenapparat arbeitete auf Hochtouren. Ich spürte schon längst, daß etwas in der Luft lag. Da war dieses seltsame Mädchen Lydia, hinzu kam die Überreaktion der Wölfin und jetzt die Katze. War sie überhaupt normal?

Ich wollte einen Test mit dem Kreuz vornehmen, doch das Tier spielte mir einen Streich. Vielleicht hatte es geahnt, was ich vorhatte, denn es bewegte sich blitzschnell und sprang von der Fensterbank. Auch ich wandte mich um.

»Weg«, sagte Sheila, »sie ist weg!«

Ich reagierte nicht, sondern blickte auf Nadine, die sich erhob und mit zitternden Flanken stehenblieb, als stünde sie unter einer stromstoßartigen Erregung.

Ratlos erschienen mir die beiden Conollys. Auch ich wußte im Moment nicht weiter und runzelte die Stirn. »Findet ihr es nicht seltsam, wie Nadine auf diese Katze reagierte?«

»Ja, das schon«, meinte Bill.

»Und ihr kennt das Tier?«

Der Reporter hob die Schultern. »Wir haben es ein paarmal bei Lydia gesehen, allerdings ist die Katze nie mit ins Haus gekommen. Beim erstenmal dachten wir an einen streunenden Kater, bis wir erfuhren, daß es eben zu Lydia gehörte. Das ist alles.«

»Devil«, murmelte ich. »Ein sehr passender Name, wie ich meine. Wirklich. Ist euch das nicht aufgefallen?«

»Was?« fragte Sheila.

»Daß man seine Katze Devil nennt.«

»Unsinn, John.« Bill winkte ab. »Denke mal nach, welche Namen man Tieren gibt. Nein, da fällt Devil nicht aus dem Rahmen.«

»Trotzdem interessiert mich das Tier«, erklärte ich. »Ich würde es mir gern einmal ansehen. Der Blick gefiel mir überhaupt nicht, Freunde. Und auch das Gebiß nicht.«

»Glaubst du an einen dämonischen Einfluß?« wollte Sheila wissen, wobei sie ihre Hände zusammenkrampfte.

»Es ist alles möglich«, wisch ich aus.

»Das hätten wir doch bemerkt«, mischte sich Bill ein.

»War sie euch jemals schon so nahe?«

Der Reporter runzelte die Stirn. »Wenn du so direkt fragst, muß ich mit Nein antworten.«

»Da hast du es.«

»Soll ich mitgehen?«

Ich nickte meinem Freund zu. »Klar. Vielleicht schaffen wir es gemeinsam, den kleinen Teufel einzufangen. Aber Nadine lassen wir hier.«

Die Wölfin hatte ihren Namen gehört, drehte sich und schaute zu mir hoch, während ich lächelte.

»Bleib du bei ihr«, nickte ich Sheila zu, während ich mich schon zur Tür wandte.

Kommentarlos verließen wir das Kinderzimmer. Kurz vor Erreichen der Haustür fragte mich Bill: »Hör mal, John, glaubst du, daß sich Johnny in Gefahr befindet?«

»Ich will es nicht hoffen.«

»Aber er spielt doch nicht zum erstenmal mit Lydia!« Der Reporter schaute mich so beschwörend an, als wollte er mir meinen Verdacht durch Blicke austreiben.

»Ich weiß es nicht, Bill, und deshalb möchte ich ja die entsprechende Klarheit bekommen.«

»Natürlich.« Bill zog die Tür auf. Im Haus war es warm gewesen, jetzt traf uns die Kälte.

Der Nachmittag war bereits fortgeschritten. Grau präsentierte sich der Himmel. Es würde nicht mehr lange bis zur Dämmerung dauern. Dann sollte Johnny ja zurücksein.

So hofften wir...

Da wir zu zweit nach draußen gegangen waren, konnten wir auch getrennt marschieren Ich schlug dies vor. Bill stimmte mir zu. Er nahm den rechten Weg um das Haus, ich den linken.

So weit es möglich war, hatte ich den Vorgarten mit meinen Blicken durchforstet, aber von der Katze keine Spur entdeckt. Wenn sie sich tatsächlich vor dem Haus befand, hatte sie sich irgendwo verkrochen. Man schimpft zwar immer auf den Winter, aber er hatte auch seine Vorteile. Der Garten präsentierte sich ziemlich durchsichtig da nur wenige Gewächse Blätter trugen.

Ich schaute mich sichernd um. Bei jedem Schritt drehte ich den Kopf, hatte mich zudem gebückt, so daß ich auch unter die blattlosen Sträucher und Büsche blicken konnte.

Devil entdeckte ich nicht.

Dafür hörte ich Bills Ruf. Er war ziemlich weit entfernt aufgeklungen, ich drehte mich um und sah das Winken meines Freundes. Er stand an der gegenüberliegenden Seite des Gartens, wo ein Zaun das Gebiet zum Nachbargrundstück abgrenzte.

Höchstwahrscheinlich hatte der Reporter die Katze entdeckt. Meine Vermutung wurde bestätigt, als ich auf ihn zulief und Bill schräg nach vorn deutete.

Da hockte Devil. Er hatte sich die hochkant stehende Bahnschwelle eines höher gelegenen Beets ausgesucht. Er saß dort tatsächlich wie ein kleiner Teufel, das Fell gesträubt, die kalten Augen starr auf mich gerichtet.

»Die ist nicht normal«, flüsterte ich und fing mir einen schrägen Blick meines Freundes ein.

»Willst du sie fangen, John?«

»Ja.«

»Dann viel Glück«

»Du kannst mir ja helfen«, schlug ich vor, während ich auf die Katze zuging.

Das tat Bill auch. Er schlug einen Bogen und hatte sich kaum in Bewegung gesetzt, als die Katze anfing zu fauchen. Es war ein wütendes, schon erschreckendes Geräusch, das sie uns da entgegenschleuderte, und ich zuckte zusammen.

»Das ist ein richtiger Panther«, murmelte der Reporter. Und er reagierte auch so. Ich hatte bereits meinen rechten Arm halb ausgestreckt, als sich die Katze ohne Vorwarnung von ihrem Platz abstieß und auf mich zusprang.

»Vorsicht, John!« schrie Bill.

Es war zu spät. Ich kam nicht mehr richtig weg, und eigentlich wollte ich es auch nicht.

Die Katze wuchs vor mir auf, wurde verdammt groß, und ich hob beide Fäuste in die Höhe.

Volltreffer!

Sie wurde so hart getroffen, daß ich sie aus ihrer ursprünglichen Richtung schleudern konnte. Nach links wuchtete ich sie weg das wütende Fauchen steigerte sich während des unfreiwilligen Flugs noch mehr, und sie schlug mit ihren Tatzen um sich, wobei sie meinen Freund Bill fast noch erwischt hätte.

Dann prallte sie zu Boden. Ein harter Aufschlag auf der gefrorenen Erde des Nachbargrundstücks, denn mein Hieb hatte sie über den Zaun geschleudert.

Ein paarmal rollte sie um ihre eigene Achse, dann hatte sie sich wieder gefangen, stand plötzlich und fauchte uns aus sicherer Entfernung wütend an.

»Los, John, jetzt...«

Bill konnte nicht zu mehr zu Ende sprechen, denn die Katze zog es vor, zu verschwinden. Und eine wegrennende Katze war schwer einzufangen.

»Wir hätten Baldrian mitnehmen sollen«, schimpfte der Reporter voller Wut und trat noch mit dem Fuß auf.

Ich schaute dem Tier nach, wie es unter einem Strauch verschwand und nicht mehr zu sehen war.

»Jetzt sind wir um keinen Deut schlauer«, erklärte Bill.

Ich hob die Schultern. »Komm wieder zurück ins Haus«, sagte ich.

»Mir ist es hier zu kalt.«

»Wir können ja noch mal...«

»Bill, die verkriecht sich irgendwo, und wir haben das Nachsehen. Nein, nein, laß mal.«

»Wie du willst, aber schlauer sind wir nicht geworden.«

Da hatte mein Freund in der Tat recht. Wir waren nicht vorangekommen und hatten auch noch immer keine Erklärung für das seltsame Verhalten der Wölfin bekommen.

Was konnte sie nur veranlaßt haben, so zu reagieren? Diese Frage beschäftigte mich ungemein. Ich dachte darüber nach, und ich spürte, daß etwas in der Luft lag.

Man kann über Gefühle lachen oder sich darüber streiten, wie wertvoll sie sind. Eins stand fest. Diese Katze reagierte nicht so, wie ich es von normalen Tieren her kannte. Auch nicht von wilden oder verwilderten Katzen. Die griffen Menschen nicht an, sondern zogen sich zumeist von ihnen zurück.

Uns aber hatte das Tier attackiert, und ich glaubte sogar, daß sie ein Haßgefühl gegen uns besaß, denn wie sie gefaucht hatte, das war mehr als unnormal.

Sheila erwartete uns in der Diele. Sie hatte uns kommen sehen. »Nun?« fragte sie.

»Das ist wirklich ein Teufel«, erklärte ihr Mann. »Dieses Bist wollte uns doch tatsächlich an die Kehle.«

»Was?«

»Ja, sie griff John an.«

Ich schloß die Tür, und Sheila fragte mich: »Was sagst du denn dazu?«

Ich hob die Schultern. »Eine konkrete Meinung habe ich nicht, finde jedoch, daß Johnny zurückkommen sollte.«

»Du siehst ihn in Gefahr?«

»Nein, eigentlich nicht. Aber wenn diese Katze mich schon angreifen wollte, aus welchem Grunde sollte sie Johnny dann in Ruhe lassen. Das Tier ist unberechenbar.«

»Ja, das stimmt.« Sheila schaute ihrem Mann ins Gesicht. »Weißt du was, Bill, rufe bei Lydias Tante an und sage ihr, daß sie Johnny nach Hause schicken soll. Wir können ihm ja entgegegehen.«

»Das hatte ich vor«, erklärte der Reporter und ging in den großen Wohnraum zurück. Wir folgten ihm.

Ich zündete mir eine Zigarette an und ließ mich auf einer Sessellehne nieder, um Bill zuzuschauen. Die Nummer mußte er aus einem Register heraussuchen und tippte sie anschließend.

Bill preßte den Hörer ans Ohr. Er wartete darauf, daß sich jemand meldete. Sein Minenspiel veränderte sich von Sekunde zu Sekunde. Das Gesicht wurde immer länger, die Lippen zuckten, und auch Sheila veränderte ihre Farbe.

Nach dem achten Durchklingeln ließ der Reporter den Hörer sinken. Er räusperte sich, bevor er sagte: »Da meldet sich keiner...«

Martha hatte den Schlüssel, und sie stand da wie eine Wand, wobei sie noch grinste.

»Willst du ihn?« fragte sie zischend.

Johnny nickte, holte tief Luft und flüsterte: »Bitte, gib ihn mir! Ich will nach Hause.«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Nein, mein Kleiner, du kannst nicht mehr nach Hause. Nie mehr...«

Johnny brauchte Sekunden, um die Worte zu begreifen. »Nie mehr?« hauchte er.

»Ja, nie mehr...«

»Aber ich...« Er schluckte. »Meine Mummy und mein Daddy warten. Auch Onkel John. Ich muß nach Hause, ich habe es ihnen doch versprochen. Wenn ich nicht komme, dann machen sie sich Sorgen.«

»Das sollen sie ruhig Kleiner. Sie sollen sich Sorgen machen, und sie werden ihren kleinen Sohn nicht mehr wiedersehen.« Sie kicherte lang anhaltend, während sie abermals in die Tasche ihres Kleides griff und den Schlüssel verschwinden ließ.

»Und nun kommst du mit«, sagte sie. »Lydia hat dir doch schon dein kleines Geschenk gezeigt, nicht wahr?«

»Ich will aber nicht in einen Sarg!« Johnny begann zu schreien und weinte auch. All seine Angst machte sich Luft, sie mußte sich einfach freie Bahn verschaffen, während Martha so lange zuschaute, bis es ihr zuviel wurde und sie Johnny mit dem Handrücken ins Gesicht schlug.

»Halt jetzt endlich dein Maul!« fuhr sie ihn an. »Dein Geschrei hört hier niemand!«

Johnny nickte.

Hart faßte sie das Handgelenk des Kleinen und zog ihn ruckartig vor, so daß Johnny fast sein Gleichgewicht verloren hätte. »Dein kleiner Sarg wartet, wir haben ihn nicht umsonst gekauft. Der Teufel will eine Kinderseele!« flüsterte sie voller Grausamkeit. »Und wir haben bewußt dich für ihn ausgesucht. Die Insel ist schon längst bereit. Sie wartet auf dich, mein Kleiner. Dort wirst du der Hölle geopfert, um dem Satan zu beweisen, wie sehr wir auf seiner Seite stehen.« Sie lachte, als sie dies gesagt hatte.

»Tante Martha?« Von der Treppe her klang Lydias Summe auf.

»Was willst du denn?«

»Ist er noch da?«

»Und ob er noch da ist. Er wollte zwar fliehen, aber ich habe dem einen Riegel vorgesetzt. Dieser kleine Bengel macht nichts als

Schwierigkeiten, aber die werden wir ihm austreiben, darauf kannst du dich verlassen!« fuhr sie gleichzeitig Johnny an.

Ein grelles Geräusch schallte plötzlich durch die Halle und ließ die Frau heftig zusammenzucken.

Das Telefon meldete sich.

Damit hatte die Hagere nicht gerechnet. Sie blieb stehen und stoppte auch Johnny.

»Das ist meine Mummy«, sagte der Kleine. »Sie macht sich Sorgen. Sie will mich...«

»Halt dein Lästermaul!« fuhr die Frau ihn an.

Johnny schwieg. Solche Töne war er nicht gewohnt. Zu Hause wurde hin und wieder auch mit ihm geschimpft, doch nicht auf diese schlimme Art und Weise.

Die Frau war unschlüssig stehengeblieben. Mit ihrem bösen Blick schaute sie den Apparat an. Durch die Nase holte sie Luft. Ihre Lippen zuckten, und sie tat so, als würde sie einen Schritt vorgehen. Dann stoppte sie die Bewegung ab und ließ den Apparat schellen.

»Komm mit!« Sie riß Johnny herum. Diesmal konnte sich der Junge nicht halten, er fiel hin.

Die Hagere nahm wenig Rücksicht auf ihn. Sie schleifte ihn auf die Treppe zu, wo Johnny sich wieder fand die Stufen hochschaute und Lydia erkannte.

Sie wartete fast am Ende. »Warum bist du denn so störrisch?« klang ihre Stimme auf. »Du weißt doch, Johnny, daß du in deinem Sarg liegen mußt, nicht wahr?«

»Hoch jetzt!« zischte Martha.

In diesem Augenblick meldete sich abermals der Apparat, und Martha stieß einen Fluch aus, der einem altgedienten Seemann zur Ehre gereicht hätte.

Sie wußte nicht, wer hier anrief. Unter Umständen konnte es wichtig sein, und was brach sie sich schon ab, wenn sie abhob?

Johnny konnte nicht entkommen, die Haustür war verschlossen. Um ein Fenster zu öffnen, mußte er erst auf die Bank klettern.

Sie ließ den Jungen los, ging zum Telefon und hob ab...

Wir drei waren beunruhigt, und das ließ auch unser Mienenspiel erkennen. Jeder machte sich Sorgen um Johnny, denn keiner von uns hätte damit gerechnet, daß nicht abgehoben wurde.

»Ob die nicht da sind?« fragte Sheila.

»Wie groß ist denn das Haus?« wollte ich wissen.

»Ziemlich groß. Mit unserem nicht zu vergleichen. Da gibt es zahlreiche Zimmer in beiden Etagen. So viel jedenfalls habe ich von draußen gesehen«, antwortete mir Bill.

»Dann versuche es noch einmal. Vielleicht hat sich die Tante irgendwo in den oberen Räumen aufgehalten und ist zu spät gekommen. Kann ja sein.«

»Und wenn sie wieder nicht abhebt?«

»Dann schauen wir selbst nach«, erklärte ich.

»Okay.« Bill nickte. »Vielleicht putschen wir uns auch gegenseitig auf«, sagte er, als er den Hörer abnahm und zum zweitenmal die Nummer tippte. »Muß ja nicht alles gleich so schlimm sein.«

Ich drückte meine Zigarette aus und schielte von der Seite her auf meinen Freund, der den Hörer gegen das Ohr gepreßt hielt. Noch ertönte das Freizeichen, doch plötzlich hörte auch ich schwach eine Stimme, und Bills Gesicht hellte sich auf.

»Mrs. Sidomas?« fragte er. »Sind Sie es.«

Das »Ja« konnte sogar ich verstehen.

»Ein Glück, denn es geht um unseren Sohn. Hier spricht übrigens Conolly. Ist Johnny noch bei Ihnen?«

Da Bill lächelte, rechneten wir mit einer positiven Antwort, und mein Freund nickte auch. Dann sagte er: »Ich weiß es nicht, aber ich frage mal meine Frau, was sie dazu sagt. Einen Augenblick Geduld

bitte.« Bill deckte die Sprechmuschel mit der Hand ab und drehte sich zu uns hin.

»Die Tante läßt fragen, ob Johnny noch eine halbe Stunde bleiben kann? Sie will ihn dann schicken.«

Sheila hob die Schultern. »Ich überlasse es dir.«

Bill überlegte, schaute zum Fenster und sah, daß es noch hell war.

»Ja«, antwortete er. »Johnny kann noch eine halbe Stunde bleiben.«

Der Reporter hörte die Antwort und nickte. »Gut, ich verlasse mich auf Sie, Mrs. Sidomas. Vielen Dank noch mal, daß Sie sich mit den Kindern so eine große Mühe geben, denn unser Sohn ist manchmal ziemlich wild.«

Da die Frau aufgelegt hatte, ließ auch Bill den Hörer auf die Gabel sinken und atmete auf. »Ihr seht, alle Aufregungen waren umsonst. Johnny ist da.«

»Du hast aber nicht mit ihm gesprochen?« stellte ich fragend fest.

»Nein - weshalb?«

»Schon gut.«

»Komm!« Mein Freund schlug mir auf die Schulter. »Wir nehmen noch einen kleinen Schluck, den können wir nach diesen Aufregungen vertragen.«

»Das meine ich auch«, erwiderte Sheila und holte frische Gläser.

Johnny sah, wie die Frau den Hörer abhob, und er hörte auch ihr Gespräch. Schon nach den ersten Sätzen war ihm klar, daß es sich um seine Person drehte, und als der Name Mr. Conolly fiel, da wußte er, daß sein Daddy anrief.

Plötzlich sah Johnny die Welt ganz anders. Er kam sich auf einmal nicht mehr so gefangen vor, obwohl er aus diesem Haus nicht herauskonnte, aber es gab eine Verbindung zu seinen Eltern, und er freute sich wie ein Schneekönig. Wenn Daddy kam, war alles klar. Aber das mußte ihm auch gesagt werden, und Johnny lief vor, um den

Namen seines Vaters zu rufen.

Während des Telefonats hatte ihn die Hagere nicht aus den Augen gelassen. Sie bekam die Reaktion des Kleinen genau mit. Als er vorlief, wobei er noch seinen Mund öffnete, um zu schreien, da war das Gespräch zu Ende.

Johnnys Schrei gellte in diesem Augenblick auf, als Martha auflegte.

»Daddy!« durch die Halle zitterte der Ruf, aber er drang nicht nach draußen. Niemand konnte den Kleinen hören, nur Lydia und ihre Tante, ihnen war es egal.

»Wirst du wohl dein Maul halten?« schrie Martha. »Sei nur ruhig Junge, sonst mache ich dich jetzt schon fertig.« Sie schaute zur Treppe hoch.

»Lydia, komm her und hilf mir! Wir müssen dieses kleine Bürschchen erst einmal richtig zähmen.«

»Klar, Tante!« Lydia lief hastig die Treppe hinab. Bisher hatte sich der Junge noch gut gehalten. Er war sogar instinktiv von nüchternen Überlegungen ausgegangen, doch nun sah die Sache anders aus. Gegen die zwei kam er nicht an, aus dem Haus konnte er nicht entwischen, die Fenster hier waren für ihn zu hoch, und er sah nur noch eine Chance.

Johnny wollte in ein anderes Zimmer. Vielleicht konnte er dort aus dem Fenster klettern.

Welche Türen zu welchen Zimmern führten, war ihm nicht bekannt. Bei seinen Besuchen hatte Lydia ihn immer nach oben in ihr Zimmer geschleift, und so rannte er auf die Tür zu, die ihm am nächsten lag. Weder Lydia noch ihre Tante konnten ihn stoppen. Der Kleine war zu schnell. Diesmal bekam er die Klinke richtig zu packen, riß die Tür auf und lief in das Dunkle hinein.

Zu spät bemerkte er die nach unten führende Steintreppe, und zu spät wurde ihm bewußt, daß er nicht in ein anderes Zimmer

geflüchtet war, sondern in den Keller gelangte.

In einen düsteren, unheimlichen Keller, der ihn regelrecht verschlang denn nach der zweiten Stufe brachte ihn ein Fehlritt zu Fall. Johnny konnte sich auch nicht mehr fangen, er fiel nach vorn, streckte zum Glück die Arme aus, und einen Herzschlag später rollte er kopfüber die Stufen dieser steilen Treppe nach unten.

Bei jedem Schlag den er mitbekam, schrie er auf. Die Treppe wollte einfach kein Ende nehmen, das alte Sprichwort, daß bei Kindern die Schutzengel besonders gut aufpassen, traf bei Johnny voll zu. Er ließ die Treppe hinter sich, ohne sich etwas gebrochen zu haben. Auf dem Bauch blieb er liegen und hielt dabei seine Arme weit ausgestreckt. Der Schock über den Fall und die jetzt eingetretene plötzliche Ruhe hatte ihn so sehr gelähmt, daß er keinen Laut hervorbrachte. Still blieb er liegen.

Und auch oberhalb der Treppe rührte sich nichts, wo die Tür offenstand und sich die Umrisse zweier Gestalten abzeichneten. Die einer Frau und die eines Mädchens.

Sie standen nebeneinander, blicken in die Tiefe, lachten plötzlich, schlugen die Tür zu und ließen Johnny allein.

Während er in der Dunkelheit zurückblieb, trafen die beiden Vorbereitungen für ihre nächste Tat.

Der Plan stand, und er würde in die Tat umgesetzt werden, koste es, was es wolle.

Inzwischen wurde Johnny klar, was alles hinter ihm lag. Er bekam auch die Folgen zu spüren. Zwar hatte er sich nichts gebrochen, doch die Schmerzen waren vorhanden. Er konnte es nicht nachhalten, wo er sich überall gestoßen hatte, jedenfalls tat sein Körper an den meisten Stellen weh.

Hinzu kam die psychologische Seite. Das Wissen, allein und von Vater und Mutter verlassen worden zu sein, konnte kaum ein Erwachsener verkraften, geschweige ein Kind von nicht einmal

sechs Jahren. Und das empfand Johnny als so schlimm.

Er hatte sich auf den kalten Steinfußboden gesetzt und ließ seinen Tränen freien Lauf. Nirgendwo war Licht, nur diese Finsternis des Kellers, die ihm vorkam wie ein Tuch, das man über seinen Kopf gelegt hatte.

Minuten vergingen.

Und irgendwann fing sich der kleine Mann wieder. Sein Tränenstrom versiegte, er bekam neuen Lebensmut und schaffte es sogar, sich auf die Beine zu stemmen.

Zittrig und schwankend blieb er stehen. Johnny baute sich breitbeinig auf, er wollte nicht noch einmal fallen, deshalb setzte er behutsam einen Fuß vor den anderen und stieß im nächsten Augenblick gegen die Kante der untersten Treppenstufe.

»Aua!« Der Laut entrang ihm automatisch. Zum Glück hatte das feste Schuhwerk einen Großteil abgehalten, so daß sich Johnny keinen blauen Fleck holte, aber diese Berührung machte ihm klar, daß sich vor ihm die Treppe befand.

Eine Treppe, die nach oben führte, aber nicht in die Freiheit. Das merkte auch der Fünfjährige. Er wußte ferner, daß oben Feinde lauerten, denn die Frau und seine Freundin Lydia wollten ihn in einen Sarg stecken. Aber er wollte nicht in einen Sarg. Nein, nur das nicht. Deshalb zog er sich in die Dunkelheit des Kellers zurück.

Kein Licht, kein Fenster, nicht der geringste Schimmer durchbrach die alles verschluckende Dunkelheit. Der arme Johnny mußte sich im Stockfinstern weitertasten, und er wußte schon bald nicht mehr, wohin er sich wenden sollte.

Er tappte unsicher durch die Finsternis, hielt seinen kleinen Arm ausgestreckt und spürte plötzlich den Widerstand von rauen Steinen unter seinen Händen.

Ein Mauer hatte ihn gestoppt!

Johnny begann wieder zu schluchzen. Er war gegen eine Mauer

gelaufen, so konnte er nicht weiter. Aber wohin?

Diese beiden Worte waren wie ein stummer Schrei, der in seinem kleinen Körper aufgellte, und der Schrei pflanzte sich fort, denn er dachte an seine Eltern und an die Wölfin.

Nadine!

Immer wieder dachte er an das Tier. Nur dieser eine Name kam ihm in den Sinn. Wie oft hatte ihm die Wölfin zur Seite gestanden. Wie oft? Weshalb ließ sie ihn jetzt allein, warum half sie ihm nicht? Er brauchte sie doch so.

Johny weinte wieder. Ein unschuldiges, hilfloses Kind in der erstickenden Düsternis dieses Kellers.

Konnte es noch Grausameres geben?

Nein, niemals. Es war schlimm genug und es würde immer schlimmer werden, wenn er keine Hilfe bekam.

Johnny ging weiter. Er wandte sich nach links und sah dabei zu, daß seine Hände die Mauer auch weiterhin berührten. So tastete er sich Stück für Stück vor. Vielleicht gab es doch irgendeinen Raum, ein Versteck, das ein Fenster besaß, durch das er fliehen konnte. Dann griff er ins Leere.

Dies geschah sehr schnell und kam so überraschend für den Kleinen, daß es ihm nicht mehr gelang, sich zu fangen und er auf den kalten Boden fiel.

Hart schlug er auf die Knie, und ein Laut des Schmerzes entrang sich seinem Mund. Er schüttelte den Kopf, kroch ein Stück zur Seite, fühlte wieder die Mauer, und es gelang ihm, sich in die Höhe zu stemmen. Johnny war in einen Keller gefallen. Trotz der Angst, die den kleinen Jungen umklammert hielt, wurde ihm dies klar, und das hatte er ja auch gewollt. Vielleicht fand er hier ein Fenster oder einen Schacht, durch den er nach draußen klettern konnte.

Johnny konnte die Überlegungen eines Erwachsenen noch nicht führen, denn wäre auch nur ein Schacht oder ein Fenster vorhanden

gewesen, so hätte er zumindest einen schmalen Lichteinfall erkennen müssen, was allerdings hier nicht der Fall war.

Johnny steckte in einer tiefen Dunkelheit.

Dennoch ging er vor und blieb plötzlich stehen, denn ihm war ein seltsamer Geruch aufgefallen.

Im Gang zuvor hatte er ihn nicht wahrgenommen, nun zog er die Nase hoch und merkte, daß die Luft süßlich duftete.

Vorsichtig ging er weiter.

Einen Schritt, den nächsten, dann noch einen, und der Geruch verstärkte sich.

Es war jetzt nicht nur süßlich, sondern auch ekelerzeugend. Johnny verzog sein Gesicht, als hätte er in eine Zitrone gebissen. Er wollte nicht mehr atmen; vom Magen her stieg Übelkeit in ihm hoch, und eigentlich wollte er auch umdrehen, als er mit der Fußspitze gegen einen Widerstand stieß.

Einen weichen Widerstand...

Johnny wußte im ersten Augenblick nichts damit anzufangen, aber seine Neugierde war geweckt. Ob vor ihm jemand lag?

Neugierde gehörte zu einem Kind. Da machte auch Johnny keine Ausnahme. Trotz der schlimmen Lage, in der er sich befand, wollte er wissen, was es war, und er bückte sich, streckte gleichzeitig seinen rechten Arm aus und berührte den Gegenstand.

Vor ihm lag ein Körper!

Ein Mensch!

Vielleicht wäre ein Erwachsener zurückgezuckt und hätte sich verkrochen, das Kind reagierte anders. Es wollte suchen und forschen. Seine kleinen Finger tasteten weiter, sie glitten über schmutzigen Stoff, verhakten sich in dem Gewebe und spürten plötzlich etwas Kaltes. Haut...

Johnny blieb in der Haltung, schluchzte, bewegte seine Hand weiter, und er glaubte, ebenfalls eine Hand unter den suchenden

Fingerspitzen zu fühlen.

Sekunden später bekam er die Gewißheit. Der kleine Junge tastete wirklich eine fremde Hand ab.

Die Hand eines Toten...

Das erfaßte Johnny nicht. Er sprach sogar mit der Leiche, denn er rechnete nicht damit, daß die Person nicht mehr aufstehen konnte.

»Komm hoch«, sagte er, »bitte... ich... hilf mir hier aus dem Keller. Du mußt kommen. Ich habe so eine Angst...«

Es waren flüsternde und gleichzeitig erstickt klingende Worte, die über seine Lippen drangen, unterbrochen von schluchzenden Geräuschen, und als die Person zu Johnnys Füßen nicht reagierte, verstärkte er seine Bemühungen.

Er tastete den Arm hoch, bekam die Schulter zu spüren und die Haut am Hals.

Da merkte er, daß seine Fingerspitzen feucht geworden waren, und als er mit der Hand höher fuhr und sie dabei über die Wange glitt, war nicht nur die Haut unter ihr, sondern etwas Härteres und leicht Feuchtes. Das Kind begriff nicht.

Zum Glück nicht, denn woher hätte es wissen sollen, daß es einen Wangenknochen ertastet hatte? Johnny zuckte hoch.

Er schien auf einmal bemerkt zu haben, daß das, was unter ihm lag doch nicht so stimmte. Dort hatte er einen Menschen gefunden, nur konnte der nichts mehr sagen.

Johnny ging zurück. Er drehte sich dabei nicht um, sondern setzte zögernd einen Fuß hinter den anderen. Dabei geriet er aus der ursprünglichen Richtung und stieß mit dem Rücken gegen eine Mauerkante.

Wie ein Stromstoß lief das Erschrecken durch seinen Körper, und für einen Moment blieb er stehen, ohne sich irgendwie zu rühren. Stille umgab ihn.

Und dieser süßliche Geruch, den er nicht mehr aushalten konnte und

seinen Magen zum Revoltieren brachte.

Johnny drehte sich um und spie.

Dabei weinte er wieder, und abermals dachte er an seine Eltern sowie an Nadine, die Wölfin.

Kam denn niemand, um ihm zu helfen?

Er hatte kaum daran gedacht, als er von der Treppe her ein Geräusch hörte.

Johnny hob den Kopf, schaute den Treppenschacht hoch und erkannte, daß die Tür geöffnet worden war.

Auf der Schwelle stand die Hagere.

Und hinter ihr der Sarg!

Ein vernünftiges Gespräch wollte einfach nicht aufkommen. Die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit hatten uns alle zu sehr berührt, als daß wir einfach so darüber hinweggehen konnten. Es gab zwar einige Gesprächsansätze, doch wir kehrten sehr schnell zu dem eigentlichen Problem zurück. Und das hieß Lydia sowie ihre Tante. Ich wurde aus diesem Mädchen nicht schlau, und meinen Freunden erging es ebenso.

Dabei stellte ich mir wieder vor, wie ich sie zum erstenmal gesehen hatte. Sie stand im Zimmer und war irgendwie ein Neutrum. Oft begegnet man Menschen, die strahlen etwas aus, ob negativ oder positiv, bei dieser Lydia war es nicht der Fall gewesen. Ein sehr seltsames Kind.

Und noch seltsamer war ihre Katze. Ein Tier, wie ich es noch nie erlebt und gesehen hatte. So aggressiv, so seltsam, so raubtierhaft, und es kam mir zwangsläufig der Gedanke, ob es sich bei ihm um eine echte Katze handelte oder eine vom Bösen beeinflußte.

»So nachdenklich?« fragte Bill, während er seine Pfeife stopfte und mich anschaute.

»Ja, mir geht diese Lydia nicht aus dem Sinn.«

Sheila mischte sich ein. »Was willst du machen, John? Wir können Johnny die Spielkameraden doch nicht aussuchen. Du kannst mir glauben, daß mir andere auch lieber gewesen wären, aber es ist nun mal so, daß sonst kaum Kinder in der Nähe wohnen. Man muß schon damit zufrieden sein, wenn Johnny überhaupt welche findet.«

Ich nickte. »Sicher, du hast recht, Sheila. Wenn man alles so sieht. Ich kann da nicht mitreden, denn ich wohne nicht hier.«

Das Thema griff Bill auf. Er paffte ein paar Wolken und sagte: »Hör mal, John, willst du nicht herziehen?«

»Wieso?«

»Ein Haus ist doch besser als eine Apartment-Bude.«

»Klar ist das besser. Nur habe ich keine Lust, jeden Tag durch halb London zu fahren, um zum Yard Building zu kommen. Nein, laß mal, da ist mir das andere schon lieber. Zudem habe ich für ein Haus kein Geld.«

Bill winkte ab. »Wir haben das Grundstück gekauft. Es steht noch leer. Wir überlegen, was wir dahinsetzen wollen. Sheila hat sich ihren Modefimmel ja noch nicht austreiben lassen.«

»Willst du da eine Schneiderei eröffnen?« fragte ich grinsend.

»So etwas Ahnliches.«

»Aber gib acht, daß du keine blutsaugenden Mannequins bekommst.«

Damit spielte ich auf unser Abenteuer in Paris an.[\[1\]](#)

»Da halte ich schon die Augen offen.«

Bill schaute auf die Uhr. Ich blickte nach draußen, wo sich der Himmel allmählich rot färbte. Es war eine wunderschöne Farbe, und sie lief wolfig in das Grau der heranrückenden Dämmerung hinein, so daß eine seltsame Tönung den Himmel bedeckte.

»Ist die halbe Stunde schon um?« fragte Sheila.

»Gleich.«

»Bleibt es dabei, daß wir Johnny entgegengehen?« fragte ich.

»Wenn du einen kleinen Gang machen willst, John?«

»Warum nicht?«

»Wir können aber noch ein wenig warten. Wie ich die Tante da kenne, ist sie pünktlich.«

»Ich habe sie ja nur einmal gesehen«, sagte Sheila. »Aber wenn ihr mich fragt, so kann ich der nichts abgewinnen. Die erinnerte mich an einen menschlichen Eisblock«

»Wie ihre Nichte?«

»Genau, John. Zu Lydia könnte ich als Kind keine Beziehung aufbauen. Da verstehe ich Johnny nicht. Andererseits hat es keinen Sinn, ihm den Umgang mit Lydia zu verbieten, da würde der Junge doch nur bockig werden.«

Ich lächelte. »Man sieht hier, wer die große Erzieherin ist.«

»Soll das heißen, daß ich mich nicht um den Jungen kümmere?« beschwerte sich Bill.

»Das habe ich damit nicht gemeint, Dicker. Aber eine Mutter ist eben eine Mutter.«

Das bösartig klingende Knurren unterbrach meine Ausführungen. Wir alle schreckten auf, und wieder sahen wir die Wölfin, wie sie mit gesträubtem Fell dastand und zum Fenster schaute.

»Was sie nur hat«, sagte Sheila leise.

Auch ich war teils verwundert, teils besorgt über diese Reaktion. So hatte ich Nadine noch nie erlebt, aber ich wollte endlich wissen, was mit dem Tier los war.

»Nadine!« sagte ich leise, aber sehr deutlich. »Nadine, komm her zu mir! Komm!«

Die Wölfin drehte ihren Kopf so, daß sie mich anschauen konnte. Ich sah in ihre menschlich blickenden Augen, und ich erkannte darin ein seltsames Schimmern.

Das war weder Wut noch Haß, sondern Angst.

Ja, das Tier hatte Angst.

Und jetzt jaulte es auch wieder, lief plötzlich aus dem Zimmer und wollte zur Tür.

Sheila und Bill schauten ihr ebenfalls nach. »Ob die Katze wieder umherstreunt?« fragte der Reporter.

»Ich glaube nicht, daß es nur die Katze ist«, erwiderte ich leise.

Bill schaute mich überrascht an. »Wer denn?«

»Keine Ahnung. Meiner Ansicht nach muß sie etwas anderes haben und fühlen.«

»Johnny!« sagte Sheila und sprang auf. »Ich fühle es, Bill«, flüsterte sie zu ihrem Mann gewandt. »Es gibt für mich keine andere Möglichkeit. Das kann nur um Johnny gehen!«

Bill drehte den Kopf. »Mädchen, machst du dir vielleicht nicht zu viele Sorgen deshalb? Mrs. Sidomas hat doch gesagt, daß sie unseren Sohn nach Hause schicken will...«

Mrs. Sidomas hat doch gesagt, daß sie unseren Sohn nach Hause schicken will. Die Worte hatte ich genau gehört.

Mrs. Sidomas!

Ich war auf einmal wie elektrisiert. Blaß bis in die Spitzen der Zehen wurde ich, und meine Freunde starrten mich verständnislos an.

»Was hast du, John?«

Mit der flachen Hand schlug ich gegen meine Stirn und sah Bill hart an.

»Sag schon, John!« forderte mich mein Freund auf. »Ist dir bei dem Namen Sidomas nichts aufgefallen?«

»Nein Was sollte...«

»Verdammt!« schrie ich. »Wir waren alle dumm, blöd, dämlich. Dreh den Namen doch mal um. Sidomas! Was kommt heraus oder hat zumindest größte Ähnlichkeit damit?«

Bill sagte noch nichts. Auf seinem Gesicht spiegelte sich das blanke Entsetzen, auf Sheilas Gesicht ebenfalls.

Bill sprach den Namen aus. »Asmodis!«

Ich stöhnte auf. »Endlich hast du's begriffen Asmodis. Sidomas oder Asmodis. Welch eine Rolle spielt das? Bill, wir sind in eine verdammte Falle gelaufen. Man hat sie zwar nicht euch direkt gestellt, sondern Johnny. Sie haben Johnny!« schrie ich.

Mir war in diesen Augenblicken so vieles klar geworden, das seltsame Verhalten der Wölfin, dann dieses nicht kindliche Gehabe von Lydia, die wahrscheinlich ein Kind des Teufels war, wenn meine Überlegungen stimmten, und auch diese geheimnisvolle Tante, von der man so gut wie nichts wußte.

Es war grausam!

Bill war so blaß, wie ich ihn selten gesehen habe. Sheila begann zu weinen. Wir aber durften keine Sekunde zögern und rannten aus dem Haus, während Sheila erst noch überlegte und uns dann folgte. Noch jemand war mitgekommen. Nadine, die Wölfin!

So war das Haus der Familie Conolly verlassen, und niemand hörte das Klingeln des Telefons...

Suko bekam seinen Nachmittagstee mit einem Kommentar überreicht.

»John Sinclair hat es gut, und wir müssen in der muffigen Büroluft sitzen.«

Wer dies sagte, war Glenda Perkins. Sie hatte dem Inspektor auch den Tee gekocht, dessen Aroma so wohltuend in Sukos Nase stieg.

»Hast du keine Lust?« fragte der Chinese.

»Große nicht.«

»Dann fahr doch weg.«

»Scherzkeks. Und wohin?«

»Zum Beispiel nach Rom.«

Glenda zog einen Flunsch. »Das war der letzte Tee, den ich dir gekocht habe.«

»Für heute oder für immer?«

»Muß ich mir noch überlegen.«

Suko lachte. »Dann würde ich an deiner Stelle auch John Sinclair in den Kreislauf mit einbeziehen.«

»Er hat mir ja nichts getan.«

»Höchstens nur Gutes«, grinste Suko leicht anzüglich, und nach dieser Bemerkung huschte Glenda aus dem Büro.

Glenda und John. Das war schon ein Verhältnis. Obwohl die beiden nie etwas zugegeben hatten, war Suko klar, daß der eine vom anderen wußte, ob er schnarchte oder nicht. Er konnte sich hin und wieder ein paar Sticheleien nicht verkneifen. Sie waren allerdings nie böse gemeint.

Obwohl es kalt war, ließ dieser Tag im Monat März ein wenig Frühling ahnen. Da stand eine Sonne am Himmel, manche Zweige hatten schon Knospen bekommen, und auch durch das Yard-Gebäude schien ein Hauch von Frühling zu wehen, denn niemand hatte Lust, richtig zur arbeiten, und Suko bildete keine Ausnahme.

Er beschäftigte sich mit einer Spesenabrechnung und hatte die seines Freundes John Sinclair gleich mitgenommen.

John war zu den Conollys gefahren, um sich einen schönen Nachmittag zu machen. Sollte er. Suko wollte dafür den nächsten Tag freinehmen, denn Shao drängte darauf, mit ihm einen Bummel durch die Geschäfte zumachen, um sich mit Frühjahrsgarderobe eindecken zu können.

Das Telefon summte.

Suko schaute auf die leuchtende Lampe und stellte fest, daß das Gespräch von nebenan kam.

Wahrscheinlich war Glenda sauer, denn sonst kam sie immer ins Büro, um etwas mitzuteilen.

»Was gibt es denn, Glenda?« fragte der Inspektor.

»Du hast unten Besuch.«

»Wer?«

Glenda machte es spannend. »Rate mal.«

»Shao.«

»Falsch.«

»Lady X.«

»Unsinn.«

»Komm, sag schon! Ich will hier kein großes Quiz veranstalten.«

»Ich habe dem Besuch gesagt, er möge hochkommen«, erklärte Glenda und legte auf.

Das war ihre Rache, und die ließ sie sich auch nicht nehmen. Suko hatte Humor und lächelte, als auch er den Hörer auf die Gabel legte. Zudem war er wirklich gespannt, wer da etwas von ihm wollte, deshalb spitzte er die Ohren, weil er hören wollte, wenn vorn jemand Glendas Büro betrat. Noch tat sich nichts. Suko räumte sicherheitshalber ein paar Zettel zur Seite, und hörte im nächsten Augenblick eine Männerstimme. Allerdings konnte er die Worte nicht verstehen, und auch dem Klang der Stimme war nicht zu entnehmen, um welch einen Besucher es sich handelte. Bis die Tür zu Sukos Büro aufgerissen wurde.

Und da wäre der Inspektor fast vom Hocker gekippt. Mit jedem hätte er gerechnet, nur nicht mit dem Mann, der plötzlich vor ihm stand und ihn anlächelte.

»Mandra Korab. Ich werde verrückt!« stöhnte Suko. »Heiliges Indien. Bist du echt, oder...«

»So echt wie du.«

»Na dann sei herzlich willkommen.« Suko sprang auf, lief auf den Inder zu, und die beiden Männer begrüßten sich auf eine sehr herzliche Art und Weise.

Sie schlügen sich so lange auf die Schultern, bis einer schließlich genug hatte.

»Nimm Platz, alter Junge«, sagte Suko. »Hattest du Sehnsucht nach Kalis Schlangengrube?«

Mandra verstand die Anspielung auf den letzten gemeinsam erlebten Fall, und er schüttelte den Kopf. »Nein, laß mal, da bin ich wirklich nicht scharf drauf. Wenn ich Schlangen sehen will, bleibe ich lieber in Indien.«^[2] Die Nummer der Conollys kannte er auswendig. Und er ließ sich schwer auf seinen Stuhl fallen, als er feststellte, daß niemand abhob.

»Dann ist dein Besuch also rein privat?«

»Auch nicht«, erwiderte der Inder und fragte im selben Atemzug: »Wo steckt John?«

Suko winkte lässig ab. »Der treibt sich bei den Conollys herum.«

Mandras Augen in dem gebräunten Gesicht wurden schmal. Er war ein Mann, nach dem sich so manche Frau umdrehte. Hochgewachsen, eine etwas dunklere Haut, dabei sehr kräftig mit breiten Schultern und einem regelrechten Athletenkörper. Mandra Korab stammte aus einer sehr reichen Maharadscha-Dynastie, und er trug meist westliche Kleidung als Zeichen seiner Würde jedoch einen Turban.

»Dann wißt ihr also alles?«

Die Frage klang fast erleichtert.

»Was sollen wir wissen?«

»Na das mit Johnny.«

Suko ahnte noch immer nichts. »Nein, Mandra. John hat sich einen halben Tag Urlaub genommen, um die Conollys zu besuchen. Das ist alles, wirklich.«

Der Inder stöhnte auf. »Ich glaube«, so flüsterte er, »daß wir uns verdammt beeilen müssen.«

»Rück endlich mit der Sprache heraus.«

»Johnny Conolly schwebt in Lebensgefahr! Deshalb bin ich auf dem schnellsten Wege hergekommen. Ich habe mir nicht einmal die Zeit genommen, anzurufen, das heißt, ich habe es versucht, kam jedoch nicht durch. Und diesmal klappte es am Flughafen. Ich erwischt ein Taxi.«

»Aber wieso? Was ist...«

»Du kennst meine Dolche, Suko?«

»Ja, die sieben.«

»Genau. Und sie haben reagiert. Sieben Dolche für den Teufel oder gegen den Teufel. Es bahnt sich etwas an, das wir unbedingt im Keim ersticken müssen...« In den nächsten Minuten berichtet Mandra, was ihm in Indien widerfahren war.

Suko war ein sehr aufmerksamer Zuhörer. Er wurde nur langsam blaß, und als Mandra Korab seinen Bericht beendet hatte, da stieß sein rechter Arm vor wie eine Schlange.

»Sie sind nicht da!« flüsterte er.

Mandra schlug mit der flachen Hand auf den Schreibtisch.

»Verdammter Suko, da müssen wir hin. Sofort!«

Für die beiden Männer gab es kein Halten mehr. Sie flogen förmlich aus dem Büro. Glenda bekam noch soeben mit, daß der Name Conolly gefallen war, mehr nicht.

As die Tür geöffnet wurde, entstand wegen des offenen Fensters ein Durchzug der sich in den langen Gardinen fang und sie in den Raum hineinwehte.

Draußen wurde es allmählich dunkel. Aus diesem Grunde lag auch innerhalb des Zimmers ein grauer Schein.

Martha Sidomas blieb an der Tür stehen. Sie schaute schräg nach rechts, wo sich das Bett befand, in dem ein Mädchen lag. Lydia!

Nachdem ihr Freund Johnny die Kellertreppe hinuntergefallen war, hatte sie sich sofort auf ihr Zimmer begeben und sich dort auf das Bett geworfen, wo sie auf dem Bauch liegenblieb, den Kopf vom Fenster wegdrehte und mit starrem Blick gegen die Wand schaute. Umgezogen hatte sie sich inzwischen auch. Sie trug ein helles Kleid mit rosafarbenen Streifen, und ihr langes Haar bedeckte den Kopf wie ein Vlies.

Martha lächelte spöttisch, als sie das Kind ansah. Bisher hatte Lydia ausgezeichnet reagiert und sich nicht gewehrt, wenn sie irgend etwas sagte, doch diese Reaktion paßte nicht zu ihr.

So apathisch und still auf dem Bett zu liegen, war atypisch für das Kind. Hatte es einen Grund?

Martha wußte es nicht genau. Sie wollte ihn jedoch erfahren und trat langsam näher. Dabei versuchte sie, ihre Schritte zu dämpfen Sinnlos denn Lydia hatte sie gehört.

»Komm ruhig näher, Tante Martha«, sagte das Kind, ohne seine Haltung zu verändern.

Neben dem Bett stoppte die Hagere. »Was ist mit dir?« wollte sie wissen.

»Nichts.«

Sie lachte. »Das kannst du mir nicht erzählen. Du liegst hier, anstatt mir zu helfen.«

»Habe ich das nicht getan?«

»Schon. Doch nicht genug. Wir wollten den Sarg nach unten bringen, damit wir Johnny hineinlegen und fahren können. Los, steh auf, und hilf mir dabei!«

»Kannst du das nicht allein?«

»Nein.«

Lydia gab keine Antwort. Sie blieb starr liegen. Als ein erneuter Windstoß durch das offene Fenster fuhr, bauschte er die Vorhänge so weit in den Raum hinein, daß sie fast den Rücken der steif dastehenden Frau berührten.

Diese Berührung empfand die Hagere als ein Zeichen. Sie bückte sich und streckte ihre Arme aus. Dann legten sich ihre Hände auf die Schultern des Mädchens. Den Kopf brachte Martha dicht an das Ohr der Kleinen. »Los!« zischte sie. »Steh endlich auf! Hoch mit dir! Du sollst mir helfen, zum Henker! Oder willst du nicht mehr?«

Als Lydia diese Frage hörte, zuckte sie zusammen. Martha hatte

einen wunden Punkt bei ihr getroffen Sie wollte in der Tat nicht mehr so recht.

»Du willst nicht mehr mitmachen?«

»Ich möchte hierbleiben.«

Die hagere Frau lachte meckernd. »Das ist gut«, sagte sie. »Erst alles mitmachen und sich dann vor der Verantwortung drücken. Hast du vergessen, wer du bist, Lydia?«

»Nein.«

»Das kann ich schlecht glauben, deshalb will ich es dir noch einmal sagen, Kind. Du bist nicht irgendwer oder irgend jemand. Du bist ein Ableger des Satans. Ein Teufelskind! Deine Mutter hat mit dem Satan gebuhlt. Sie hat ihn verehrt. In langen Nächten hat sie wachgelegen und nur an ihn gedacht. Sie bekam eine Botschaft und trat dem Kreis der Hexen bei, und sie war es, die ein Kind haben wollte. Ein Kind des Teufels. Der Satan erhörte sie. Eines Nachts, auf einem Friedhof, kam er zu ihr, und es entstand ein Kind, das nach der Geburt den Namen Lydia bekam. Du, meine Liebe, bist ein Teufelskind. Und du bist nicht menschlich, denn du hast den Atem der Hölle in dir. Der Satan hat dich lange zurückgehalten, nun wirst du gebraucht und deiner eigentlichen Bestimmung zugeführt. Deine Mutter lebt nicht mehr, das weißt du. Sie konnte dich nicht mehr ertragen, denn du warst anders als andere Kinder. Du hattest Angst vor dem Kreuz und der Kirche, du hast dich an Morden ergötzt, du hast Tiere gequält und dich gefreut, und du hast, als es dir der Satan befahl, sogar deine Mutter umgebracht. Oder willst du es abstreiten?«

»Nein.«

»Dann frage ich mich nur, weshalb du dich so störrisch anstellst? Habe ich dich nicht unterstützt? Der Teufel hat mir, einer alten Hexe, die Aufgabe gegeben, dich zu bewachen und alles in die Wege zu leiten. Das habe ich getan. Wir haben ein zweites Kind bekommen.

Johnny Conolly. Er lief in unsere Arme. Du wirst leben, er aber muß sterben, so verlangen es die Gesetze der Hölle, und du weißt genau, daß der Teufel dich als seine Mörderin ausersehen hat. Deshalb begreife ich deine Reaktion nicht, Lydia. Steh jetzt auf und folge mir!«

»Ich will ihn nicht töten!«

Als die hagere Frau diese Worte hörte, da zuckte sie zurück Ihre Augen wurden groß. Mit allem hatte sie gerechnet, nur nicht mit einer derartigen Antwort.

»Was?« flüsterte sie, »du willst ihn nicht töten?«

»Nein, Tante. Er war nett zu mir. Wir haben gespielt...«

Das schrille Lachen der hageren Frau stoppte Lydias Redefluß.
»Das darf doch nicht wahr sein. Nein, das ist unmöglich. Ich... ich kann es nicht fassen. Du empfindest auf einmal etwas für Johnny Conolly?«

»Ja, Tante.«

»Hast du dir das auch gut überlegt?«

»Ich versuche es.«

Martha beugte sich wieder vor. »Vergiß eines nicht, Kleine. Du bist eine Mörderin. Hinter deinem glatten Gesicht verbergen sich herrliche, teuflische Gedanken. Du hast jemand umgebracht - deine Mutter. Der Teufel hat Macht über dich, und du wirst seinen Wünschen nachkommen. Hast du mich verstanden?«

Lydia schwieg.

Die Hagere war ziemlich durcheinander. Sie schüttelte den Kopf, sie ballte die Hände, und ihr Mund öffnete sich so weit, als wollte sie einen wütenden Schrei ausstoßen.

Hastig drehte sie sich um, ging zum Fenster und rammte es zu. Sekundenlang schaute sie in den Garten. Hinter dem Haus war er noch verwilderter. Ein kleiner Dschungel, ideal für Kinder, die spielen wollten. Oft genug waren Johnny Conolly und Lydia durch

den Garten gelaufen, und nie hatte Martha gespürt, daß es zwischen den beiden eventuell zu einer Bindung gekommen wäre.

Das konnte man ausschließen, deshalb war sie von Lydias Reaktion so überrascht worden.

Wenn Lydia jetzt nicht mitspielte und sich querstellte, war der gesamte Plan, für den so lange gearbeitet worden war, hinfällig. Aber Martha wollte sorgen, daß so etwas nicht geschah. Sie würde alle Mittel einsetzen, um Lydia auf den »rechten Weg« zurückzubringen. Und wenn sie sich wirklich durch nichts überzeugen ließ, blieb nur noch die Vernichtung.

Scharf drehte sich die Frau um. »Wir haben lange genug geredet«, erklärte sie. »Du bist das Kind des Satans. Denke daran. Es gibt nicht viele Kinder, denen diese Ehre zuteil wird. Und du hast dich nach den Gesetzen der Hölle zu richten, denn sie allein schreiben dein Leben vor. Ist dir das klar geworden?«

Martha hatte jetzt mit aller Schärfe gesprochen. Sie mußte von Lydia verstanden worden sein, und das Mädchen richtete sich auf seinem Bett auf.

»Ich bin das Kind des Teufels!« flüsterte sie. »Meine Mutter hat den Teufel angebetet. Ich bin ihm verpflichtet. Satan ist mein Vater. Und ihm werde ich gehorchen!«

Bei diesen Worten schien auf dem Gesicht der alten Hexe die Sonne aufzugehen. Zum erstenmal seit langer Zeit zeigte sie so etwas wie ein echtes Lächeln, und sie nickte ein paarmal bestätigend, bevor sie sagte:

»So ist es richtig. So und nicht anders will ich es haben, Lydia. Du mußt mir gehorchen, denn wenn du mir gehorchst, dann gehorchst du gleichzeitig dem Teufel!«

Das Mädchen schwang seine Beine über die Bettkante. Vor dem Bett blieb es stehen und schüttelte ihre Haare aus. Dann schaute Lydia den weißen Kindersarg an.

»Ich habe den Wagen bereits vor das Haus gefahren«, erklärte ihre Tante. »Wir können uns sofort auf den Weg zur Insel machen, wo das Fest beginnen soll.«

»Hast du die Waffen?«

Da lächelte Martha. »Natürlich, mein Kind. Die sieben Dolche befinden sich in unserem Besitz. Durch sieben Stiche wird er sterben. Siebenmal sollst du die Waffen in seinen Körper stoßen, um den Satan wieder erstarken zu lassen. Er hat nach den vielen Niederlagen lange genug leiden müssen. Die Zeit ist nun vorbei!«

Lydia straffte sich. Bisher war ihr Gesicht unbeweglich geblieben, nun veränderte es sich auf eine erschreckende Art und Weise. Das Mädchen bewies, daß es tatsächlich ein Kind der Hölle war, daß hinter ihm der Satan stand. Als sie ihre Lippen verzog da hatte Martha das Gefühl, in das Gesicht des Höllenfürsten zu schauen. Die Umrisse veränderten sich sogar, es nahm eine mehr dreieckige Form an, und aus den Augen wurden schmale Sicheln.

Die Saat ging allmählich auf...

»Komm jetzt«, sagte Martha und deutete auf den weißen Kindersarg.

»Ihn müssen wir wegbringen.«

Zur selben Zeit bückten sich die Frau und das Mädchen. Eine packte den Sarg am Fußende, die andere am Kopfteil. Martha schritt rückwärts auf die offene Tür zu, trat über die Schwelle und drehte sich im Gang so daß jeder seitlich ging als sie den Sarg in Richtung Treppe trugen. Jetzt waren ihre Gesichter regungslos. Nichts daran ließ erkennen, was sie dachten und welche Gedanken sich hinter den glatten Stirnen abspielten.

- Langsam schritten sie die Treppe nach unten. Als sie unangefochten die Diele erreicht hatten, huschte ein Schatten herbei. Ein fauchendes Geräusch erklang und Lydias Gesicht begann zu strahlen. »Devil!« flüsterte sie.

Die Katze war das. Sie hatte die beiden gesehen, machte einen Buckel und strich dann, als Lydia und Martha den Sarg absetzten, um die Beine des Mädchens, wo sie ihren Körper rieb.

Das Teufelskind bückte sich. Es streichelte die Katze. »Ja, Devil«, flüsterte sie. »Du bist meine kleine Katze. Wir beiden sind die besten Spielkameraden.«

Martha schaute von oben auf Lydia und das Tier herab. »In ihr steckt der Teufel!« hauchte sie. »Durch Devil kann der Satan all das sehen, was um uns herum geschieht. Und er hat gesehen, daß sich eine Gefahr zusammenbraut. Wir müssen uns beeilen, Lydia. Die Conollys und dieser Hund von John Sinclair haben Verdacht geschöpft. Er ist unser großer Gegner. Sinclair ist der Geisterjäger. Ihn und die Conollys will Asmodis besonders hart treffen. Jane Collins hat er ihnen genommen, jetzt ist das Kind an der Reihe.«

Lydia richtete sich auf. »Hol ihn!« kreischte sie. »Hole diesen kleinen Bastard!«

»So ist es recht, mein Kind!« lobte die Hagere, »so wollen der Satan und ich dich haben.« Sie nickte noch einmal und machte scharf kehrt, um sich der Kellertür zuzuwenden.

Abgeschlossen war sie nicht. Martha zog sie auf. Je weiter die Tür zurückgedrückt wurde, um so größer war der Streifen, der durch die Öffnung in die Tiefe des Kellers fiel und die Treppe aus dem Dunkeln riß. Das sah auch der kleine Johnny, der unten am Ende der Treppe wartete und in die Höhe schaute.

Die Gestalt der hageren Frau hob sich deutlich von der Helligkeit ab. Scharf wie ein Schattenriß, und Johnny erkannte, daß er keine Chance mehr hatte.

Martha schritt die Treppe hinab. Sie lachte dabei und lockte mit honigsüßer Stimme. »Komm schon, Kleiner, komm schon! Deine große Stunde bricht an. Du bist ausersehen, um für die Hölle zu sterben, denn das Blut und die Seele eines unschuldigen Kindes

lassen den Satan wieder mächtiger werden. Wir alle wollen doch, daß uns der Teufel Macht und Kraft verleiht. Du wirst dazu beitragen.«

Johnny vernahm die Worte, wußte aber nicht, was er damit anfangen sollte. Teufel, Hölle und Satan - das waren Begriffe, die bisher in seinem Kopf keinen Platz gefunden hatten. Darüber wurde zu Hause nie gesprochen, wenigstens nicht, wenn er dabei war. Dennoch erfaßte der kleine Johnny, daß es mit dem Bösen direkt zu tun hatte, und er brauchte nur auf die Gestalt der Frau zu sehen, um erkennen zu können, daß seine Angst berechtigt war.

Ein paar zögernde Schritte setzte Johnny zurück. Es war ein hilfloser Fluchtversuch, das wußte er genau, und auch Martha erkannte dies. Sie reagierte dementsprechend.

Blitzschnell sprang sie vor, und einen Augenblick später war es soweit. Wie die Fänge eines Kraken, so hart umklammerten ihre Arme den kleinen Jungen. Johnny schrie noch, doch der kreischende Laut wurde abrupt unterbrochen, als die Frau ihre Hand auf den Mund des kleinen Jungen preßte.

»Du wehrst dich, Kleiner, wie?« Sie lachte und schleuderte Johnny herum, daß er mit der Frontseite zur Treppe stand. »Das alles kannst du meinetwegen machen, aber wir kriegen dich doch. Wir haben dich schon, der Teufel hat dich ausgesucht. Hoch mit dir, dein Sarg wartet auf dich. Und die Insel auch. Auf dem Festplatz des Teufels ist alles vorbereitet worden. Es wird ein großes schönes Fest für alle, die dabei zusehen oder mitmachen!«

Noch immer hielt die Hagere dem Jungen den Mund zu. Johnny rollte mit den Augen. Er hatte furchtbare Angst. Noch nie im Leben hatte er sie so stark empfunden wie in diesen Augenblicken. Die Frau wollte ihn töten, und niemand war in der Nähe, der ihm zur Seite stand.

Rücksichtslos wurde er die Stufen der langen Kellertreppe

hochgeschoben. Er schaute nach oben, und dort stand Lydia. Seine Spielkameradin Lydia!

Sie hatte sich auf der Schwelle aufgebaut, ihre Arme angewinkelt und die Fäuste in die Hüften gestützt. Den Kopf hielt sie ein wenig gesenkt. Nur auf Johnny blickte sie, wobei sie die Lippen zu einem tückischen Lächeln verzogen hatte.

Stufe für Stufe ließen Martha und Johnny die Treppe hinter sich. Sie näherten sich seinem Verderben, denn den Sarg hatte Lydia bereits aufgeklappt.

Dann waren sie oben.

Ein Fauchen empfing sie. Es war Devil, die Teufelskatze. Er hatte sein Maul aufgerissen, die spitzen Zähne leuchteten weiß, die Augen funkelten, das Fell war gesträubt, und er sah aus, als wollte er jeden Augenblick angreifen.

Das merkte auch Martha. Sie befahl der Katze, zurückzugehen. Devil tat es nur ungern und zögernd.

Martha löste ihre Hand von Johnnys Lippen und packte seine Arme. Der Junge war einfach zu schwach, um sich wehren zu können. Er hing nach vorn übergebeugt im Griff der Frau und schnappte verzweifelt nach Luft. Seine beiden Gegnerinnen hatten leichtes Spiel.

Lydia wußte genau, was sie tun mußte. Bevor sich Johnny versah, hatte sich das Mädchen bereits gebückt. Zwei kleine, dennoch kräftige Hände umklammerten Johnnys Knöchel und rissen seine Beine in die Höhe. Plötzlich schwebte er, nur gehalten von Martha und dem Teufelkind.

»Rein in den Sarg!« schrie die alte Hexe. Sie drehte sich so, daß Johnny auf den Sarg zugeschleppt werden konnte. Gleichzeitig drückte sie ihn auch nach unten.

Der Junge schrie nicht. Er weinte auch nicht. Beides hatte keinen Sinn, und das war ihm instinktiv klar geworden.

Man hatte das Unterteil der weißen Totenkiste ausgepolstert. Ein handhohes Kissen aus schwarzem Samt lag dort, und es war in Kopfhöhe mit dem Sigill des Teufels bestickt.

Blutrot leuchtete das Zeichen.

Johnny wurde in den Sarg gepreßt. Martha hielt ihn jetzt alleine fest, während Lydia, das Teufelskind, mit unbewegtem Gesicht zuschaute, sich dann umdrehte, nach dem Deckel griff und ihn anhob. Johnny lag auf dem Rücken. Man hatte ihn in diese Haltung gedrückt. Er konnte hochschauen und sah über sich die gebückt stehende Martha Sidomas.

Ihr Gesicht war eine Grimasse. Triumph verzerrte es. Ihre Hände drückten gegen Johnnys Körper, dann nickte sie, und das war gleichzeitig für Lydia das Zeichen.

Einen Schritt ging sie noch, erreichte den Sarg und drückte den Deckel nach unten.

Martha half ihr dabei, während Devil um die Beine der beiden herumstrich.

Es gab ein dumpfes Geräusch, als der Deckel auf das Unterteil fiel und befestigt wurde.

»Wird er nicht ersticken?« fragte Lydia.

»Nein, es sind Luftlöcher im Deckel. Er bekommt genügend Luft, denn wir brauchen ihn für das Fest lebend.«

Martha richtete sich auf und rieb ihre Hände. »Und jetzt schaffen wir ihn nach draußen!« flüsterte sie, »öffne schon die Tür.« Martha gab ihr den Schlüssel.

Das tat Lydia auch. Kalte Luft drang in die Diele. Bevor die Hagere den Sarg anhob, schaute sie noch nach draußen.

Dort war alles ruhig. Es kam keiner, um nachzuschauen. Dennoch machte sie sich Sorgen. Die Conollys würden etwas merken, wenn die halbe Stunde Zeit um war.

»Schneller, schneller!« Martha hetzte jetzt. Sie verspürte ein

ungutes Gefühl. Wenn sie sich jetzt nicht beeilten, konnte es leicht zu spät werden und der Plan kippen.

Vor dem Haus stand ein schwarzer R4. Die hinteren Sitze waren herausgebaut worden, die Ladetüren standen offen, und die beiden Frauen konnten den Sarg ohne Schwierigkeiten in den Wagen schieben. Lydia bekam noch den Auftrag die Haustür zu schließen. Sie tat dies, ohne zu murren, und als sie zurückkam, hatte Martha den Motor bereits gestartet.

Sie nahm nicht den normalen Weg sondern rollte mit dem R4 halb durch den Vorgarten.

Dabei schaukelte das Fahrzeug und auch der Sarg wurde auf der Ladefläche von einer Seite zur anderen geworfen. Als sie nach links in die Straße einbogen, jaulten die Reifen. Bis zur nächsten Kreuzung war es nicht mehr weit.

Dort bogen sie rechts ab und waren verschwunden.

Der Plan ging auf...

Als der R4 verschwand, da verließen wir den Bungalow. Aber von dem Wagen wußten wir nichts, wir hofften nur, daß wir nicht zu spät kamen und Johnny noch aus den Klauen dieser Teufel befreien konnten. Bill hatte Angst, ich hatte Angst, und auch Nadine spürte es. Sheila war zurückgeblieben, wir konnten nicht auf sie warten, denn es kam auf jede Sekunde an.

Bis ich den Bentley startklar hatte, verging Zeit. Deshalb nahmen wir nicht den Wagen, sondern liefen zu Fuß.

Nadine rannte voran. Mit gewaltigen Sprüngen hetzte die Wölfin durch den Vorgarten und sprang am Ende mit einem wuchtigen Satz über den Zaun.

Bill hatte von der Haustür aus das Tor automatisch entriegelt, so daß wir hindurchschlüpfen konnten.

Der Reporter wandte sich nach links. Ich kannte mich nicht aus und

überließ ihm die Führung.

Wie Sprinter hetzten wir über den Gehsteig. Unser Atem ging keuchend. Als kleine Wolken stand er vor den Lippen, der Wind biß in unsere Gesichter, und wir beeilten uns noch mehr.

Die Wölfin hatte bereits einen sicheren Vorsprung herausgeholt. Wahrscheinlich befand sie sich am Haus, und wir sahen unsere Vermutung bestätigt, als wir das Grundstück erreichten. Nadine hatte sich der Haustür genähert. Ein letzter Sprung noch, und sie wuchtete dagegen. Mit den Vorderpfoten schlug sie auf die Klinke, drückte sie sogar nach unten, aber ohne Erfolg. Die Tür war abgeschlossen.

Bill blieb stehen. Er starrte aus brennenden Augen auf das Gebäude, und ich ahnte seine Gedanken.

War das Haus verlassen?

Mir fiel etwas auf. Reifenspuren, sehr frische sogar, hatten das Erdreich aufgewühlt. Das Profil war deutlich zu erkennen. Ich brauchte kein großer Hellseher zu sein, um erkennen zu können, was hier vorgefallen war. Alles sah nach einer Flucht aus, aber davon sagte ich Bill nichts. Er war vorgelaufen, stand an der Tür und trommelte mit beiden Fäusten gegen das Holz.

»Verdamm!« brüllte er dabei, »öffnen Sie, Mrs. Sidomas! Machen Sie auf!«

Es erfolgte keine Reaktion. Auch wenn sie im Hause gewesen wäre, hätte sie wohl kaum geöffnet. Wir mußten es auf eine andere Art und Weise versuchen.

»Das Fenster, Bill!« schrie ich, bückte mich und hob einen Stein auf. Bill drehte sich um. Er starrte mich an. Panik flackerte in seinem Blick. Ich konnte mich gut in seine Lage hineindenken, denn ich wußte, wie sehr er an Johnny hing. Wenn dem Kleinen etwas passierte, dann drehte Bill durch. Und Sheila ebenfalls, denn Johnny war ihr ein und alles. Der Reporter fand so schnell kein passendes Wurfgeschoß, deshalb schleuderte ich den Brocken.

Klirrend zerplatzte die Scheibe. Die Scherben segelten nach innen in den Raum hinein, ein paar blieben noch im Kitt hängen und stachen vor wie gefährliche Messer.

Wenn wir einstiegen, mußten wir höllisch achtgeben, daß sie nicht unsere Haut aufschnitten.

»Laß mich zuerst!« bat Bill.

Ich nickte und stellte mich so auf, daß der Reporter in meine zusammengefaltenen Hände steigen konnte.

Die Wölfin kam uns zuvor. Sie hatte gesehen, daß sie ins Haus konnte, und einen entsprechenden Anlauf genommen. Wie ein Schatten huschte sie heran und stieß sich ab.

Himmel, war das ein Sprung. Noch nie hatte ich sie so springen sehen. Weltmeisterlich, aber sie wußte auch, daß es um alles ging. Um ihren Schützling.

Der Wolfskörper war ziemlich breit. Nadine riß sogar noch Scherben aus der Fassung, vielleicht hatte sie sich dabei verletzt, wenn, dann kümmerte sie sich nicht darum, sondern sprang in den hinter dem Fenster liegenden Raum.

Bill Conolly stemmte sich auf meinen zusammengefalteten Händen in die Höhe. An der Fensterbank stützte er sich ab, ich drückte gleichzeitig meine Hand in seinen Rücken, und so gelang es meinem Freund, in das Zimmer zu klettern.

Kaum war er verschwunden, als ich ihn schreien hörte. Mir tat es in der Seele weh, denn Bill quälte sich wirklich.

»Johnnnnnyy!« schrie er. »Verdamm, Johnny, wo bist du?«

Eine Antwort bekam er nicht. Nur seine eigene Stimme hallte als Echo durch das Haus.

Meine Befürchtungen wurden stärker. Ich beeilte mich, und es gelang auch mir, unangefochten durch das Fenster zu klettern, trotz der im Weg stehenden Splitter.

In einer großen Diele war ich gelandet. Bill stand in deren Mitte.

Er drehte sich um die eigene Achse, suchte seinen Sohn, und die Leere dieses Raumes deprimierte nicht nur ihn, sondern auch mich. Die Wölfin hetzte mit großen Sätzen die Treppe zur ersten Etage hoch. Sehr schnell war sie unseren Blicken entchwunden. Mein Freund schaute mich aus brennenden Augen an. »Ob er vielleicht oben ist?«

»Möglich.« Während dieser Antwort schaltete ich das Licht ein, so daß wir jetzt besser sehen konnten.

Nichts wies daraufhin, daß sich Johnny in diesem Haus aufgehalten hatte. Wenigstens nicht hier unten, und Bill drehte sich um. Er wollte in den oberen Etagen nachschauen.

Bis zur Treppe kam er, als er abrupt stehenblieb. Weiter oben hörte er ein wildes Fauchen, dazwischen ein schreckliches Geheul, und im nächsten Augenblick erschienen zwei ineinanderverkrallte Körper, die die Stufen hinuntersegelten.

Es waren die Teufelskatze und Nadine.

Hastig sprang der Reporter zur Seite, sonst wäre er von ihnen noch umgerissen worden. Ich ging ebenfalls weg und wir sahen einem wilden Kampf zu, den jeder gewinnen wollte.

Katze gegen Wolf.

Wer würde siegen?

Normalerweise der Wolf, aber die Katze hier war nicht mit normalen Maßstäben zu messen. In ihr steckte eine unbändige Kraft. Wahrscheinlich hatte der Satan persönlich dafür gesorgt. Die beiden Tiere hatten sich ineinander verbissen. Da gab keiner auf, da wollte jeder den Tod des anderen. Fauchen und Heulen wütende Geräusche, Schmatzen und Schlürfen, und wir sahen auch das erste Blut.

Nadine hatte zugebissen. Sie war einfach nicht mehr zu halten. Es ging um Johnny, das spürte auch sie, und sie zeigte in diesen Augenblicken keine Furcht mehr vor diesem teuflischen Tier.

Der Kampf entbrannte mit aller Härte. Sie waren beide nicht zu

stoppen. Nadine lag auf der Seite, sie schlug mit den Pfoten, rollte sich dann auf den Rücken, kam hoch, und ich sah, daß sie die Katze mit beiden Zahnreihen festhielt.

Sie würde sie zerreißen, und darauf hofften wir beide, aber wir haften Devil unterschätzt. Die Katze machte ihrem Namen alle Ehre, denn sie schlug mit den Pfoten wild um sich, und sie hatte dabei ihre Krallen ausgefahren.

Eine Pfote erwischte Nadine.

Die Krallen zogen eine Spur über ihre Schnauze, so daß die Wölfin aufheulte, das Tier losließ, die Katze zu Boden fiel, sich überrollte und wieder angreifen konnte.

Erst einmal huschte sie weg.

Auf dem Rücken fehlte ihr ein Teil des Fells. Dunkles Blut strömte aus der Wunde, aber der Haß und die höllische Kraft des Tieres waren stärker.

Sie gab nie auf!

Und sie sprang.

Es war ein langer Körper, der auf Nadine zuwuchtete. Fast um das Doppelte schien sie gewachsen zu sein, ihre Zähne blitzten, sie waren bereit zu töten, doch bevor sie es tun konnten, da krachte ein Schuß, und die Kugel traf das Tier mitten im Sprung.

Ich hatte gefeuert.

Es stand nicht fest, wer den Kampf gewonnen hätte. Bevor jedoch Nadine noch mehr Blessuren abbekam, hatte ich bei der Auseinandersetzung mit einer schnell geschossenen Kugel ein Ende bereitet.

Die teuflische Katze berührte nicht einmal mehr den Boden. Sie zerplatzte in der Luft. Knochen, Fell und Innereien spritzten umher, bevor sie aufflammtten und in einem kalten Feuer verglühten. Es blieb kaum etwas übrig.

Wir standen wie angewurzelt an unseren Plätzen, während ich

langsam den rechten Arm sinken ließ.

Nadine knurrte noch. Mit ihrer Zunge leckte sie über die Wunden, während ich sie streichelte.

Bill erinnerte mich wieder an den eigentlichen Grund unseres Kommens.

»Johnny!« zischte er. »Verdammt, John, wo haben sie meinen Sohn? Wo steckt er?«

»Komm!« Mit dem Kopf gab ich ihm ein Zeichen. Gemeinsam liefen wir die Treppe hoch.

In der ersten Etage fanden wir zwar einige Zimmer, aber keinen Johnny Conolly.

Der blieb verschwunden.

Nach der Durchsuchung lehnte sich Bill erschöpft gegen die Wand. Er war bleich geworden, sein Blick flackerte, als er mir zunichte und die Schultern hob. »Der Keller«, sagte ich.

Mein Freund erschrak. Er wußte, was es bedeutete, wenn wir den Keller durchsuchten.

Keller haben zumeist die fatale Eigenschaft, sich als Verstecke für Leichen zu eignen. Wie oft hatten wir gerade in Kellern diese grausigen Funde gemacht, und es schüttelte mich, wenn ich daran dachte, daß wir auch Johnny...

Ich öffnete mehrere Türen in der Diele und hatte bei der dritten Glück. Vor uns führte eine Treppe in die Tiefe. Vergeblich suchten wir nach einem Lichtschalter, also mußten wir im Dunkeln in die Tiefe steigen, nur vom dünnen Lichtfinger meiner kleinen Bleistiftleuchte begleitet.

»Johnny!« Abermals rief Bill den Namen seines Sohnes. Und wiederum bekam er keine Antwort, denn seine Stimme verhallte. Wir harten das Ende der Treppe hinter uns gelassen, als mir etwas auffiel. Es war der Geruch.

Bill sah, daß ich stehengeblieben war und die Luft in die Nase zog.

Er tat es mir gleich, sein Gesicht verzerrte sich, und er flüsterte:
»John, so riechen Leichen...«

Eine harte Feststellung. Dennoch traf sie genau des Pudels Kern. Ich ahnte Bills Gedanken und sah sie auch, denn sie zeichneten sich auf seinen Zügen ab.

Schnell schüttelte ich den Kopf. »Nein, Bill, das ist nicht Johnny. Glaub mir.«

Er nickte. Und er sah wie ich Spuren im Staub, der den Boden bedeckte. Fußspuren.

Von kleinen Schuhen...

»Er war hier«, hauchte der Reporter. »John, mein Gott, der Kleine war hier...«

»Okay, Bill, reiß dich zusammen.« Ich leuchtete weiter und verfolgte mit dem dünnen Strahl die Spuren, so daß wir genau erkennen konnten, wohin Johnny sich gewandt hatte.

Schwach zu erkennen war ein türloser Durchbruch. Ich war schneller als mein Freund, erreichte ihn und leuchtete in das dahinterliegende Verlies. Es war unmöglich zu atmen. Der süßliche Geruch raubte mir die Luft. Ich hielt mir die Nase zu und ging einen kleinen Schritt vor. Dabei drehte ich auch die kleine Lampe.

Daß es eine Frau war, die auf dem schmutzigen Boden lag konnte ich noch erkennen. Über alles andere möchte ich schweigen. Ich leuchtete noch einmal das Gesicht an und mußte den Kopf schütteln. Die Frau war mir unbekannt, und Bill hatte die Tote auch noch nie gesehen. Wir suchten weiter. Johnny fanden wir nicht in diesem Keller. Auch nicht im übrigen Haus, das wir noch einmal durchforsteten. Unsere Gegner harten den Jungen weggeschafft.

Da die Tür verschlossen war, mußten wir durch das Fenster nach draußen. Im Garten sahen wir Sheila. Sie stand neben Nadine, die das Haus bereits vor uns verlassen hatte.

»Nichts«, erklärte Bill, als er zu Boden sprang. »Keine Spur von

Johnny und den anderen.«

Sheila gab keine Antwort. Kreidebleich stand sie auf dem Fleck. Ihr Gesicht wirkte wie eine Plastik aus Marmor. Nicht einmal die Mundwinkel oder die Augenbrauen zuckten. Sie nahm alles so hin, wie es gekommen war.

Hätte sie geschrien, getobt, sich ausgelassen, alles hätte ich verstanden, doch diese Ruhe bereitete mir große Sorgen. Wenn ein Mensch so reagierte, war sein Innerstes aufgewühlt, und der Zusammenbruch konnte sehr plötzlich kommen.

Nadine, die Wölfin, lief aufgeregt hin und her. Den Kopf hielt sie gesenkt. Sie roch, schnüffelte und forschte. Hin und wieder jaulte sie auch, denn sie merkte genau, daß ihr Schützling im Garten und auch im Haus gewesen war. Wo hatte man ihn hingeschafft?

Diese Frage konnte keiner von uns beantworten. Sie stand auch unausgesprochen zwischen uns.

Sheila bewegte ihre Lippen. Der Wind hatte ihr Haar zerwühlt, die Hände hatte sie geballt. »Ich werde Johnny finden«, flüsterte sie. »Ich hole ihn mir zurück Und dann gnade ihnen Gott, wenn sie dem Kleinen etwas angetan haben...«

Für mich war es erschreckend, diese Worte gerade aus Sheilas Mund zu hören. So schätzte sie niemand ein, ich auch nicht. Irgend etwas mußte in ihrem Innern zerbrochen sein, und mir rann es kalt den Rücken hinab, während Bill aus brennenden Augen ins Leere starrte.

»Welche Chancen gibt es denn, ihn zu finden?« fragte er dann. »Wo müssen wir den Hebel ansetzen?«

Diese beiden Fragen rissen auch mich wieder zurück in die Wirklichkeit. Ich schaltete meine Gefühle aus und dachte so wie ein Polizist. »Wir werden die Spurensicherung kommen lassen und krempeln das Haus um. Jedes Teil wird untersucht, jedes Staubkorn unter die Lupe genommen«, erklärte ich in einer gewissen

Übertreibung doch mein Freund war dagegen.

Er schüttelte den Kopf. »Nein, John, das kannst du in einem normalen Fall machen. Wir haben keine Zeit. Denke daran! Es geht um Johnny. Glaubst du denn, daß sie ihn so lange am Leben lassen, bis wir alle Spuren gesichert haben?«

Ein berechtigter Einwand, den auch ich nicht von der Hand wies. Die Frage war nur, wie sollten wir es dann anfangen?

»Du weißt von dieser Familie nicht sehr viel - oder?« wandte ich mich an den Reporter.

»Stimmt.«

»Bill, ich gehe nicht davon aus, daß sie Johnny getragen haben. Sie werden ihn gefahren haben. Und welch einen Wagen besitzt diese Frau?«

Bill schaute mich an. »Verdammtd, John, das kann eine Spur werden Mrs. Sidomas fährt einen...« Und dann kam er ins Stocken. Bill wand sich, verzweifelte fast, aber ihm fiel der Name des Fahrzeugs nicht ein. Er wußte das Fabrikat nicht.

»Überlege genau.« Ich drehte mich zu Sheila hin um. »Welch einen Wagen fährt die Frau? Hast du ihn niemals gesehen? Sie ist doch sicherlich bei euch vorbeigekommen, oder Lydia hat was erzählt...«

Sheila rührte sich nicht. Sie schaute auf das Haus, in dem ihr Sohn einmal gewesen war. Dabei schwammen die Augen in Tränen. Es fiel mir schwer, meine Frage noch einmal zu wiederholen, aber es war wichtig daß sie sich erinnerte.

»Ich weiß es nicht, John«, erklärte sie tonlos. »Ich habe keine Ahnung ob sie überhaupt ein Auto gefahren hat.«

Das war Pech. Es blieb uns wirklich nichts anderes übrig, als das Haus von innen her auf den Kopf zu stellen. Aber ich wollte nicht mehr durch das Fenster einsteigen und lief zum Haus der Conollys zurück, um meinen Bentley zu holen.

Wenig später parkte ich ihn an der Straße, stieg aus und brachte ein

kleines Besteck mit, das immer im Handschuhfach lag. Es hätte ebenso aus den Händen von Meisterdieben stammen können, mit diesen Gegenständen bekam man fast jede Tür auf. Ich benutzte das Werkzeug nur im äußersten Notfall.

»Hast du die Spurensicherung informiert?« fragte mich Bill, der neben mir stand und seine Frau untergehakt hatte.

»Ja, sie sind im Anmarsch.«

Das Schloß bereitete uns keine Mühe. Innerhalb weniger Sekunden hatte ich es offen. Außer Bill und mir betrat auch Sheila das Haus. Sie ging mit steifen Schritten, blieb in der Dielenmitte stehen und schaute sich um.

»Hier war Johnny«, flüsterte sie. »Ich... ich... merke es. Ich kann es fühlen.«

Bills Gesicht zeigte einen quälenden Ausdruck, als er auf seine Frau zuschritt und ihr seinen Arm um die Schulter legte. »Sheila, wir finden ihn. Glaube es mir, wirklich...«

Sie rührte sich nicht. Nicht einmal ein Zucken der Wangenmuskeln zeigte an, daß sie ihren Mann verstanden hatte.

Sheila stand voll unter einem Schock. Bill warf mir einen hilfesuchenden Blick zu, doch ich konnte ihm nicht helfen, zudem mußte ich damit beginnen das Haus zu durchsuchen.

Da schrillte das Telefon Bill und ich wollten hin, um abzunehmen. Da ich ziemlich weit weg und an der Treppe stand, zudem Bill nicht schnell genug reagierte, war seine Frau am schnellsten.

Sheila hob ab. »Ja«, sagte sie tonlos.

Und dann hörten wir das Frauenlachen. Durch irgend etwas wurde es verstärkt, vielleicht durch Schwarze Magie, jedenfalls war es überall in der großen Diele zu vernehmen.

Obwohl ich Martha Sidomas noch nicht gesehen hatte, wußte ich sofort, daß sie die Anruferin war...

Und sie verhöhnte uns!

Ihre Stimme troff voller Zynismus. Sie war höhnisch, sie klang triumphierend, siegessicher und gleichzeitig aufreizend langsam, so daß wir jedes Wort verstanden.

»Ich hoffe, daß alle Conollys versammelt sind. Und dieser Bastard von Sinclair dazu - oder?«

Sheila gab keine Antwort. Sie stand steif wie ein Ladestock auf dem Fleck. Die rechte Hand hielt den Hörer so hart umklammert, daß die Knöchel wie Spitzen hervorschauten und man Angst haben konnte, sie würde den grünen Kunststoff zwischen ihren Fingern zerbrechen. Bill reagierte da besser. Er drehte seiner Frau den Hörer aus der Hand und sprach selbst. »Ja, wir sind alle hier, Mrs. Sidomas. Oder soll ich Asmodis sagen?«

»Das bleibt sich gleich, Conolly. Hat lange gedauert, bis Sie darauf gekommen sind, aber das spielt keine Rolle. Es zählt einzig und allein Ihr Sohn Johnny, und den habe ich!«

Bill atmete pfeifend ein. Ich konnte mir gut vorstellen, was er fühlte und bewunderte seine Ruhe, die er in seine Antwort legte. »Was verlangen Sie? Wieviel muß ich zahlen, um meinen Jungen wieder zurückzubekommen? Nennen Sie mir die Summe!«

»Zahlen?« Sie lachte wieder so hämisch, und dieses Lachen hallte durch das Haus. »Nein, Sie brauchen nichts zu zahlen, Sie nicht, mein lieber Conolly.«

»Wer dann, und was wollen Sie?« schrie Bill.

»Er zahlt!«

Bill verstand im Augenblick nicht. Ich aber hatte schon begriffen, und die nächsten Sekunden bestätigten meine Vermutung. »Er wird zahlen. Mit seinem Leben. Ihr Sohn, Conolly. Ihr verdammter Sohn wird endlich dem Teufel geopfert!«

Jetzt war es heraus!

Nach dieser grauenhaften Antwort folgte ein unheimliches

Gelächter, wie es schlimmer nicht sein konnte. Dieses verfluchte Weibstück verhöhnte uns, machte uns lächerlich, und es konnte sich dies erlauben, denn es hatte Johnny.

Den Kleinen...

Ich explodierte fast vor Wut. Mein Kopf war rot angelaufen. Ich spürte das heiße Brennen unter den Wangen und hörte meinen eigenen Atem, der schwer und röchelnd aus meinem Mund drang.

Bill konnte nicht mehr reden. Er stand auf dem Fleck wie eine Wachsfigur, und das war der Augenblick, in dem Sheila reagierte. Bisher hatte sie sich unter dem Eindruck des ersten Schocks ziemlich apathisch verhalten, nun hielt sie es nicht mehr aus, und sie überraschte mit ihrer Aktion auch ihren Mann.

Diesmal war es Sheila, die den Hörer an sich riß. Sie stieß Bill dabei zur Seite. Ihre Stimme klang seltsam rauh, als sie in die Sprechmuschel redete.

»Hören Sie zu«, sagte sie. »Hören Sie mir genau zu. Ich bin Sheila Conolly. Johnny ist mein einziges Kind. Es befindet sich in Ihren Händen. Wenn Sie ihm etwas antun, dann werde ich Sie jagen und Sie töten. Töten, haben Sie verstanden?«

»Aber natürlich haben wir dich verstanden, liebe Sheila«, hörten wir alle die Stimme. »Du hast ja laut genug gesprochen. Nur wirst du deinen Vorsatz wohl kaum in die Tat umsetzen können, denn der Kleine, wie du ihn immer nennst, ist bereits bei uns...«

»Neiiinnnn...«

Noch nie im Leben habe ich Sheila so schreien hören. Und dieser Schrei zeigte das Entsetzen an, das Sheila empfand.

Denn die Antwort hatte ihr nicht Martha Sidomas gegeben. Nein, sie war von einer anderen gekommen.

Von Jane Collins!

Hexen, Teufelsspuk, Satanskult - all das waren Dinge, die Jane

Collins früher verabscheut hatte. Heute aber stand sie zu diesen Dingen, denn sie gehörte inzwischen selbst zum Kreis der Hexen. Seit der Geist des Rippers in ihren Körper gefahren war, diente sie dem Bösen, und Wikka, die Oberhexe, hatte sich ihrer angenommen, wobei sie in Jane Collins eine gelehrige Schülerin gefunden hatte.

Sie tat alles, was Wikka wollte, und sie war sogar vor einem Mord nicht zurückgeschreckt.[\[3\]](#)

Jetzt mischte sie auch wieder mit, und sie war bei Johnny. Vielleicht würde sie es sogar sein, die ihn töten sollte. Nicht auszudenken, so etwas. Wie ich Jane kannte, würde sie dies in die Tat umsetzen.

Es ist mir unmöglich, meine Gefühle zu beschreiben, die mich damals durchtobten, aber ich empfand einen schlimmeren Horror, als wenn ich von mehreren blutgierigen Vampiren umstellt gewesen wäre. Es war grauenhaft.

Jane Collins mischte wieder mit. Von ihr bis zu Wikka war es nur ein Katzensprung.

Ich dachte auch an Martha Sidomas. Sie paßte genau in den Reigen. Daß sie dabei vor keiner Schandtat zurückschreckte, bewies uns die Leiche in ihrem Keller.

Viel hatten beide am Telefon nicht gesagt. Aber ich kannte mich inzwischen aus. Wenn sie Johnny dem Teufel opfern wollten, dann würde es irgendwo ein gewaltiges Hexenfest geben, und diesen Ort mußten wir finden.

Ich schaute zu meinen Freunden hin. Bill hatte seine verzweifelte Frau zu einem Stuhl geführt. Dort saß sie und hielt ihr Gesicht in den Händen vergraben.

Ich ging zu ihnen, sprach den blassen Bill an und erklärte ihm mit flüsternden Worten, was mir aufgrund des Anrufes eingefallen war, und Bill nickte nur.

»Jetzt laß uns anfangen, nach Spuren zu suchen. Wir müssen irgend

etwas finden, und wenn es nur ein geringer Hinweis ist.«

Er nickte, ließ mich jedoch allein die Treppe hochgehen. Sollte er. Bill war sowieso mit seinen Gedanken woanders.

Ich hatte mich bereits in der ersten Etage umgesehen und hatte auch die Türen der Zimmer aufgestoßen. Dabei war mir neben dem Kinderzimmer ein weiterer Raum besonders aufgefallen.

Es war der, in dem aller Wahrscheinlichkeit nach Martha Sidomas lebte. Die Tür hatte ich beim ersten flüchtigen Hineinschauen nicht wieder geschlossen. Mit einem leichten Fußtritt vergrößerte ich den Spalt und betrat das Zimmer.

Es war so eingerichtet, wie man sich das Kramzimmer einer alten Jungfer vorstellt. Kein Möbelstück stammte aus neuerer Zeit. Es waren auch keine Antiquitäten, die sie im Zimmer verteilt hatte, sondern alles Dinge die vielleicht vor 30 Jahren mal modern gewesen waren. Auf jeder Kommode, auf jedem Tischchen lagen gehäkelte Decken, die meisten davon vergilbt. Die leeren Vasen paßten irgendwie zu dem Plunder, und das Bett sah ebenfalls aus, als käme es aus Trödlerbeständen. Über dem Bett und auf der fleckigen Tapete hing ein Bild. Es zeigte den Teufel.

Ich sah nur den Kopf. Das dreieckige Gesicht ragte aus einem hohen Schalkragen hervor. Die Augen glühten in einem düsteren Feuer, die Lippen waren zu einem bösen Grinsen verzogen, und von der Kinnspitze hingen einige Haare nach unten.

Das war Asmodis. Genau der, den ich kannte. Und er war ein wirklich teuflischer Dämon. Allein sein Blick konnte mir durch und durch bis unter die Haut gehen, so daß ich mich schüttelte, als ich auf das Bild schaute. Am liebsten hätte ich meinen Dolch hineingestoßen, doch ich konnte mich beherrschen. In diesen Augenblicken mußte ich unbedingt einen klaren Kopf behalten.

Neben dem Bett stand eine Kommode. Auf ihr lag ein Buch. Ich nahm es hoch und entdeckte ein Lesezeichen. Zuvor jedoch schaute

ich auf den Titel. »Hexenpartys«, las ich.

Das Buch sah völlig harmlos aus. Es zeigte einen schwarzen Einband, und der Titel war mit roter Schrift geschrieben worden. Mittlerweile war ich gerade bei Büchern vorsichtig geworden, ich hatte da so meine Erfahrungen gesammelt, und wollte auch hier die Probe aufs Exempel machen. Mein Kreuz holte ich hervor und legte es auf den Umschlag. Nichts passierte.

Trotzdem wollte ich mir das Buch genauer ansehen, denn die alte Frau hatte sicherlich nicht umsonst zwischen zwei bestimmte Seiten das Lesezeichen geklemmt.

Ich schlug das Buch auf.

Als ich las, konnte ich sofort voll einsteigen. Da wurde über Hexenfeiern gesprochen und auf Plätze hingewiesen, wo man sie ungestört abhalten konnte.

Es war sogar gegliedert. England, Schottland, Europa, Asien, da war alles vorhanden.

Mit den einzelnen Orten beschäftigten sich dann die Absätze auf den nächsten Seiten.

Ich blätterte um.

Da die Tür offenstand, konnte ich auch von unten her die Stimmen hören. Die Spurensicherung war gekommen, und nach den Geräuschen zu urteilen, verteilten sich die Männer bereits in den unteren Räumen des Hauses. Hier oben hatte ich noch Ruhe.

Abermals schwenkte ich ein paar Blätter herum und stieß auf ein Kapitel, daß sich mit den Hexenplätzen in England befaßte. Dort war sogar etwas mit einem Bleistift unterstrichen.

Lesen konnte ich es nicht. Es war erstens zu klein geschrieben, und zweitens fehlte mir das richtige Licht, deshalb knipste ich eine Lampe mit staubigem Pergamentschirm an.

Das Buch legte ich darunter und konnte schon besser sehen. Hexenplätze und magische Orte in England.

Nach weniger als fünf Sekunden Lesezeit zuckte ich zusammen, denn da hatte ich etwas gefunden, das mir regelrecht ins Auge sprang. Ein Name, den ich kannte, wo ich bereits einen schrecklichen Horror erlebt hatte.

Ashdown Forest!

Es durchzuckte mich wie ein Schlag. Natürlich der Ashdown Forest. Die Insel, das verfallene Schloß, und auf der Insel vor dem Schloß der Tanzplatz der Hexen.

Dort hatte Jane Collins als der lächelnde Henker gewütet, dort hatte die Jugendgruppe aus Deutschland eine Nacht in den schaurigen Gemäuern verbringen wollen und war dem Henker genau in die Quere gekommen. Sie hatten den Satan beschworen, Wikka, Jane, sie wollten vorbereiten, das alles fegte praktisch durch mein Gehirn.[\[4\]](#)

Sollte dort Johnny Conolly stecken?

Das Buch fiel mir fast aus den Fingern, so sehr zitterten plötzlich meine Hände. Wenn es den Tatsachen entsprach und wir Johnny dort finden würden, dann...

Ich wagte kaum, weiterzudenken. Ein regelrechter Schwindel überfiel mich, und ich mußte ein paarmal tief durchatmen, bevor ich das Buch auf das Bett schleuderte und losrannte.

In der Tür stieß ich mit einem Beamten zusammen. Er kam von links, ich wollte rechts herum. Ich spürte den Stoß, hörte einen Schrei, ein Poltern, und im nächsten Augenblick lag der Mann fluchend am Boden. Hastig entschuldigte ich mich, bevor ich weiterlief und die Treppe mit großen Sätzen nahm.

Unten in der Halle wirbelten schon die Fachleute der Spurensicherung. Ihr Chef stand inmitten der Diele und schaute die Treppe hoch.

»Da sind Sie ja«, rief er. »Endlich. Sagen Sie mal, nach welchen Dingen wir hier eigentlich suchen sollen.«

»Im Keller liegt eine Leiche«, erklärte ich.

»Ja, das habe ich schon gehört. Und sonst?«

Ich tippte dem Mann mit dem Pepitahut gegen die Brust. »Ansonsten vergessen Sie alles. Suchen Sie nicht weiter, denn die wichtigste Spur habe ich bereits gefunden.«

»Was?« Das sagte nicht der Kollege, sondern Bill Conolly, der meine Worte ebenfalls verstanden hatte. »Du hast...«

»Ja, Bill!«

»Wo?«

»Erzähle ich dir später. Komm mit! Und Sheila auch.«

Bill schnappte seine Frau. Bisher hatte sie apathisch auf dem Stuhl gehockt. Der Reporter mußte sie in die Höhe ziehen, und wir stürmten quasi aus dem Haus.

Draußen rief Bill: »Mensch, John, was hast du gefunden? Wo müssen wir hin?«

Ich blieb stehen und drehte mich um. »Wo ich hin will? Zum Ashdown Forest.«

»Kenne ich nicht.«

»Der liegt nicht mal weit von hier weg.« Bills Gesicht nahm einen erstaunten Ausdruck an.

»Meinst du das Erholungsgebiet?«

»Genau das.«

»Und da...«

Ich war schon an der Straße und lief auf den Bentley zu, als Bill und Sheila erst von mir eine Antwort bekamen. »Genau, Bill, da werden wir ihn höchstwahrscheinlich finden, deinen, nein euren Sohn!«

Zum erstenmal reagierte Sheila. »Weißt du das genau, John?«

»So ziemlich.«

»Aber wie ist das möglich, wie...« Ich hörte nicht auf sie, sondern schaute nach vorn, denn dort rollte ein Wagen heran. Es war ein

dunkelgrüner Rover. Ich kannte ihn, einige unserer Dienstwagen sahen so aus. Die lange Antenne blitzte und wippte. Sollte etwa Suko... Der Rover stoppte. Suko stieg aus, winkte, und gleichzeitig verließ ein anderer Mann den Wagen. Es war Mandra Korab. In diesem Augenblick glaubte ich an Halluzinationen.

Während des Sommers lebte das Waldgebiet am Ashdown Forest von den Spaziergängern. Im Winter kam kaum jemand her, höchstens ältere Leute, die die Trostlosigkeit der Landschaft oft mit ihrem eigenen Dasein verglichen. Gegen Abend war das große Waldgebiet leer. Da sagten sich dann höchstens Fuchs und Hase gute Nacht.

Ideale Bedingungen für Martha Sidomas und ihre Nichte. Sie konnten fast sicher sein, von keinem Zeugen gesehen zu werden. Einen weiteren Vorteil besaß das Gebiet auch noch: den Nebel.

Es gab zahlreiche Gewässer, kleine Teiche, manchmal kaum zu sehen, weil ein Schilfgürtel sie verbarg dann wieder größere Seen, viel Wiese, ein Feuchtgebiet.

Nicht nur ideal für Vögel, sondern auch für die Nebelbildung. Aus diesem Grunde hingen stets Schwaden über dem Ashdown Forest, die sich vor allen Dingen in den frühen Morgen- und Abendstunden verdichteten, so daß der Betrachter das Gefühl haben konnte, über der Landschaft würden blasse, graue Tücher wehen.

Wer hier auf den schmalen Wegen mit einem Wagen herfuhr, wollte entweder Vögel beobachten und irgendwie eins sein mit der Natur, oder er hatte finstere Absichten.

Wie eben Martha Sidomas!

Während des ersten Teils der Fahrt hatte sie ziemlich nervös reagiert. Da war sie doch unsicher gewesen, denn sie unterschätzte ihre Gegner keinesfalls. Zu sehr hatte man sie vor ihnen gewarnt. Das Team um den Geisterjäger John Sinclair hatte der Hölle schon genügend Schaden zugefügt und sogar Asmodis, ihrem Anführer,

große Niederlagen bereitet. Martha Sidoams hatte mit Hexen und mit dem Teufel Kontakt aufgenommen. Sie wußte von der Frau, die mit dem Satan buhlte, um anschließend ein Kind von ihm zu bekommen.

Eben Lydia!

Ein Teufelskind in der Tat. Der Satan hatte alles gegeben. Obwohl Lydia äußerlich einem Menschen glich, war sie in ihrem Innern allein ein Kind der Hölle - ein Wrack.

Gefühle kannte sie nicht. Zwar hatte es sie für einen kurzen Moment übermannt, nun aber reagierte sie so, wie sie es eigentlich sollte. Nur dem Satan war ihr Leben geweiht.

Wie der Kuckuck in ein fremdes Nest fliegt, so hatten sich Martha und das Kind in die Nähe der Conollys eingeschlichen. Ihr war bekannt, wie diese Menschen reagierten, wenn man ein Mitglied ihrem Kreis entriß. Bei Jane Collins hatten sie es erlebt. Da war der Geisterjäger tagelang ein Wrack gewesen, und diese Tatsache hatte den Gegnern Mut gemacht. Sie wollten auf heimtückische Weise einen nach dem anderen aus dem Team um John Sinclair entfernen, und den schwächsten Punkt, Johnny Conolly, hatten sie sich ausgesucht. Dabei spielte es keine Rolle, ob der Junge noch ein Kind war. Er gehörte zu John Sinclair, das allein zählte.

Sie waren nicht verfolgt worden. Die ersten Befürchtungen hatten sich als grundlos erwiesen, und so war im Laufe der Zeit auch ihr Optimismus gewachsen, der sich durch ein böses Lachen bei Martha Sidomas freie Bahn verschaffte.

Und sie hatte sogar einmal angehalten, um bei sich zu Hause anzurufen. Die Conollys waren da, Sinclair auch, aber es hatte noch jemand eingegriffen. Eine Person, die ebenfalls die unbedingte Rache wollte. Jane Collins! Sie war mit Wikka zusammen, hatte ungemein viel von der Führerin der Hexen gelernt, und ihr war es gelungen, sich auf magische Art und Weise in das Gespräch mit einzuschalten.

Dies alles wußte Martha, und diese Tatsachen gaben ihr auch den nötigen Mut.

Sie lachte schrill, wenn sie an Sinclair und die Conollys dachte. Rotieren würden sie, denn sie wußten nicht, wo sich Martha mit dem Kleinen befand.

Nichts wies auf Ashdown Forest hin, und der lächelnde Henker war Vergangenheit, vergessen.

Das alte Wasserschloß, verfallen und nur noch in seinen Resten vorhanden, sollte die große Funktion erfüllen. Einen Festplatz der Hexen nahe der Millionenstadt London hatte Wikka ins Leben rufen wollen, und es war ihr gelungen.

Der alte Hexenturm war »out«.[\[5\]](#)

Da war es den Männern um John Sinclair gelungen, die Kräfte des Bösen zu vertreiben, aber der Festplatz des Teufels befand sich fest in Händen der Hexen.

Der Wagen schaukelte über die schlechte Wegstrecke. Manchmal fuhr sie quer über die Wiesen und hütete sich dabei, irgendwelche Orte anzufahren, denn sie wollte auf keinen Fall gesehen werden. Später mußte sich Martha Sidomas an die Wege halten, denn das Gelände wurde zu sumpfig die Nähe der Gewässer und Tümpel deutete sich an. Kein aufgelockerter Mischwald begleitete sie. Wenn sie Bäume sah, paßten sie zumeist in die Gegend.

Es waren Trauerweiden, die ihre langen Zweige dem Boden entgegenhingen und manchmal wie Spinnenfinger bewegt wurden, wenn der Wind gegen sie fuhr.

Eine unheimlich wirkende Gegend. Besonders zu Beginn der Dämmerung und jetzt bei Anbruch der Dunkelheit.

Lichter gab es nicht. So war die Frau gezwungen, das Licht der Scheinwerfer einzuschalten.

Sie hütete sich allerdings, das Fernlicht einzuschalten, denn sie wollte jegliche Aufmerksamkeit vermeiden. Lydia saß neben ihr und

starrte durch die Scheibe. Unbewegt war das Gesicht des Kindes. Nichts wies daraufhin, mit welchen Gedanken sich Lydia beschäftigte, wobei Martha hoffte, daß es teuflische waren.

Lydia verdankte dem Satan alles. Sogar ihr menschliches Aussehen, denn normalerweise hatte sie eine andere Gestalt.

»Willst du ihn töten?« fragte Martha.

Lydia zuckte zusammen, als sie plötzlich angesprochen wurde.

»Ich? Wen?«

Martha lachte meckernd. »Tu nicht so. Du weißt genau, daß ich von Johnny rede.«

»Ich wußte es nicht.« Das Teufelskind hob die Schultern. »Wie soll ich das machen?«

»Mit den Dolchen.«

»Ich habe sie nicht.«

»Keine Angst, du wirst sie bekommen. Es ist nicht damit getan, daß man Johnny so einfach tötet. Nein, die schwarzen Gesetze schreiben den Ritualmord vor. Erst wenn der Junge auf eine bestimmte Art und Weise umgebracht wird, kann man seine Seele dem Satan zuführen. Aber das wirst du alles noch lernen. Ich weihe dich früh genug in das Hexen-Einmaleins ein, glaub mir das.«

»Wer hat die Dolche?«

»Unsere Führerin.«

»Ich kenne sie nicht.«

Martha ließ das Lenkrad los und rieb sich die Hände. »Du wirst sie noch früh genug kennenlernen, denn wir verdanken ihr viel. Fast alles. Ihr und dem Teufel.«

»Ist sie das?« fragte Lydia plötzlich und deutete nach vorn. Sie meinte die Gestalt, die plötzlich wie aus dem Nichts vor ihnen erschienen war, den Weg versperrte und winkte.

Dabei wirkte sie unheimlich, denn die dünnen Nebelschwaden umwehten sie wie durchsichtige Gewänder.

Martha zögerte einen Moment, bevor sie auf die Bremse trat. Der Wagen hätte die Gestalt fast erwischt. Sie ging auch nicht zur Seite und blieb stehen wie ein Denkmal.

»Nein«, sagte Martha, »das ist sie nicht. Aber sie gehört zu uns, zu Wikka, denn es ist Jane Collins.« Während dieser Worte öffnete Martha die Tür. »Willst du einsteigen?«

»Ja«, sagte Jane.

Martha wandte sich an Lydia. »Du mußt Platz machen.«

»Wo soll ich hin?«

»Setz dich auf den Sarg.«

Lydia hob die Schultern und wollte aussteigen, doch Jane hatte etwas dagegen. »Nein«, sagte sie, »ich nehme sie auf den Schoß. Sie gehört schließlich zu uns.«

»Wie du willst«

Jane Collins, die ehemalige Privatdetektivin, stieg ein. Wer sie sah, hätte es nicht für möglich gehalten, daß sich hinter dieser Fassade so etwas abgrundtief Böses verbarg.

Jane sah völlig normal aus. Sie trug das blonde Haar lang. Es fiel auf die Schultern. Dabei umrahmte es gleichzeitig ein hübsches Gesicht mit blauen Augen. Der zynische Zug um die Mundwinkel deutete darauf hin, daß Jane auf einer anderen Seite stand als üblich. Auch die Kleidung denn sie trug ein pechschwarzes Gewand, das auf der Vorderseite mit dem Sigill des Teufels bestickt war. Zudem war das Gewand an beiden Seiten hochgeschlitzt.

Als sie sich setzte, klafften die Schlitze auseinander. Frei wurden die langen, weißen, makellosen Schenkel. Mit einem Seitenblick konnte Martha feststellen, daß Jane Collins unter diesem Gewand nackt war. Sie schaute jedoch auf das Sigill des Satans. Es leuchtete in blutroter Farbe, und immer, wenn sich der Stoff bewegte, schien auch das Gesicht mit Leben erfüllt zu sein.

»Fahr weiter, die anderen warten schon!« erklärte Jane Collins.

»Wer ist es?«

»Wikka und die Hexen.«

»Es sind noch mehr dabei?« wunderte sich Martha.

»Natürlich. Dieser Mord ist der Anfang. Der Beginn einer großen Tat. Ein Leben wird dem Satan geopfert, mehr kann man nicht tun. Ein junges Leben, eine junge Seele, so wird es laufen. Und alle schauen zu, denn sie bekommen nun mit, wie es in Zukunft laufen wird. Sie sehen, wie wir siegen, wie der Teufel allmählich Macht zurückgewinnt und in die Reihen der Feinde hineinstößt. Es wird eine Hexennacht ohnegleichen, das kannst du mir glauben.«

Die Worte waren so überzeugend gesprochen, daß Martha auch nicht widersprechen wollte. Sie war nur gespannt, ob auch alles so eintraf.

»Hat der Junge Schwierigkeiten gemacht?« wollte Jane Collins wissen.

»Kaum.«

»Was heißt das?«

Martha kicherte, während sie anfuhr und Lydia auf Janes Schoß herumruckte, damit sie die ehemalige Detektivin anschauen konnte. »Er hatte sich versteckt, aber wir fingen ihn. Seine Eltern sind natürlich entsetzt. Sie...«

Jane unterbrach Martha Sidomas. »Und den Rest habe ich ihnen mitgegeben, als ich mich in das Gespräch einmischte.« Sie rieb sich die Hände. »Ich sehe Sheila genau vor mir«, sagte sie mit spöttischer Stimme. »Diese Mutter, die Gefühle, die sie ihrem Sohn entgegenbringt. Sie zittert und vergeht fast vor Angst, das kannst du mir glauben. Was hat sie für ein Theater um Johnny gemacht.« Jane lachte häßlich. »Aber das ist vorbei. Jetzt gehört er uns, und sehr bald wird seine Seele dem Satan gehören. So weit sind wir inzwischen gekommen. Das Sinclair-Team muß auseinanderbrechen.«

»Es wird«, erwiderte Martha. »Alle Vorzeichen stehen günstig.«

»Und Wikka hat die Dolche«, flüsterte Jane. »Die Ritualwaffen, die dem Teufel Macht geben. Mit diesen Dolchen darf nur ein unschuldiges Kind getötet werden, so sehen es die Gesetze vor. In dieser Nacht wird es geschehen, dann kann Asmodis all die Niederlagen vergessen, die er bisher einstekken mußte.«

»Wie wird es danach weitergehen?« wollte Martha wissen.

Jane reagierte barsch. »Das hat dich nicht zu interessieren Du gehörst nicht zur Spurze. Aber etwas anderes will ich von dir wissen. Was hat die Wölfin getan?«

»Nichts.«

»Was? Das kann ich nicht glauben, sie ist...«

»Nein, sie ist nicht dazu gekommen, Johnny zu beschützen. Allerdings glaube ich, daß Devil tot ist.«

»Du weißt es nicht?«

»Nein, ich spürte es nur. Ich habe keinen Kontakt mehr. Durch ihn konnte ich immer wissen, was in meinem Haus vorging. Jetzt ist der Kontakt abgebrochen.«

Jane Collins winkte ab. »Nicht weiter schlimm. Wir haben ihn, nur das zählt.« Sie drehte ihren Kopf und schaute nach hinten. »Kann er in dem Sarg überleben?«

»Ja, die Totenkiste hat Luftlöcher.«

»Das ist gut.«

In den nächsten Minuten schwiegen sie. Martha konzentrierte sich auf die Fahrt, während Lydia nur Jane Collins anschaut. Das Teufelskind war von der Frau angetan. Mit beiden Händen strich es durch das lange blonde Haar und sagte leise: »Solche Haare möchte ich auch mal haben, Jane.«

»Wirst du auch bekommen, wenn du größer bist, Lydia. Du bist ein Kind wie kein anderes. Du stehst unter dem Schutz der Hölle, und der Satan wird dir alles geben. Alles, denke daran. Macht, Einfluß.

Dein Vater ist der Mächtigste, einen Mächtigeren gibt es nicht mehr. Das merke dir für dein gesamtes Leben, Kleine.«

»Ja, ich weiß es. Tante Martha hat auch schon davon gesprochen und mir dies gesagt.«

»Bist du gern bei Tante Martha?«

Lydia nickte. »Und wie. Sie ist immer sehr nett zu mir. Netter als meine Mutter war.«

»Sie ist tot, nicht?«

»Ja. Ich habe sie getötet.«

Ein normal denkender Mensch wäre von diesem Mordgeständnis entsetzt und abgestoßen gewesen. Nicht so Jane Collins. Sie freute sich über solche Worte, denn sie paßten genau zu dem pervertierten Geist dieser Hexe.

Jane hatte gehört, was sie wollte. Nun schaute sie nach draußen, und sie sah bereits die typischen Trauerweiden, die in der Nähe des kleinen Sees standen, auf dessen Insel das Gemäuer der alten Burg in die Höhe wuchs.

»Wir sind gleich da«, erklärte sie.

Martha nickte. »Ich weiß. Aber wie kommen wir rüber?«

»Ein Boot steht bereit.«

»Und die anderen?«

»Warten schon!«

»Kannst du nicht deine Hexenkräfte einsetzen, um leichter über das Wasser zu gelangen?«

»Nein, ich bin die Schülerin. Wikka ist stärker. Nur sie könnte es schaffen, aber wir brauchen es nicht. Unser Boot wartet, im Schloß ist alles vorbereitet. Nichts, aber auch gar nichts wird uns mehr stören, darauf kannst du dich verlassen. Und jetzt fahre zum Ufer hinunter, da kannst du den Wagen stehenlassen.«

»Wie du willst.« Martha drehte am Lenkrad. Sie schlug es nach rechts ein, der Wagen verließ den schmalen Pfad und glitt mehr

rutschend als fahrend dem Ufer zu, wo ein dichter Schilfgürtel wuchs.

»Halt an!« befahl Jane.

Martha stoppte. Gleichzeitig drehte sie das Lenkrad nach links, so daß der R4 parallel zum Seeufer hin zum Stehen kam. Die beiden Frauen öffneten die Tür. Lydia rutschte als erste von Janes Knien und stieg aus. Sie lief sofort um den Wagen herum. An der Ladetür blieb sie stehen. Sie selbst besaß keinen Schlüssel und wartete auf die beiden Frauen. Martha schloß auf, während Jane neben ihr stehenblieb und zuschaute. Der Wind spielte mit ihrem schwarzen Gewand. Er bauschte es auf wie einen luftgefüllten Beutel.

Martha bückte sich noch tiefer. Sie packte den Sarg mit beiden Händen und zog ihn zu sich heran. Jane griff auch zu. Gemeinsam hievten sie den weißen Sarg aus dem Wagen und stellten ihn auf die Erde, während das Teufelskind zuschaute.

»Wo ist das Boot?« fragte Martha mit zitternder Stimme. Sie stand unter Strom. Jetzt, wo es fast soweit war, hatte auch sie die Erregung gepackt.

Jane Collins winkte ab. »Nicht so hastig. Zuerst möchte ich ihn einmal sehen.«

»Den Jungen?«

»Ja.«

Martha Sidomas war überrascht, sagte jedoch nichts weiter, hatte auch keine Einwände, sondern nickte und bückte sich, um den kleinen Kindersarg zu öffnen.

Jane selbst hob den Deckel ab.

Im nächsten Augenblick stieß sie ein irres Gelächter aus, als sie den Jungen sah, der im Sarg lag.

Auch der kleine Johnny hatte bemerkt, daß sich einiges änderte. Die Fahrt hatte er relativ gut überstanden. Durch die Luftlöcher bekam er genügend Sauerstoff, jetzt, als der Deckel abgehoben worden war,

riß er die Augen auf, und er schaute in zwei bekannte Gesichter, von denen eines Jane Collins gehörte.

Und plötzlich bekam Johnny wieder Hoffnung. Zuerst hatte er die Gesichter nur wie durch einen Schleier gesehen. Nun erkannte er, daß er sich nicht täuschte. Das war tatsächlich Jane, die neben dem Sarg stand und auf ihn hinabschaute.

Johnny versuchte zu lächeln. Wenn Tante Jane da war, dann konnte alles nicht so schlimm sein, und er flüsterte mit kaum verständlicher Stimme: »Tante Jane...«

Sie beugte sich über den Sarg wobei sie sich mit beiden Händen auf dem Rand abstützte. »Ja, mein Kleiner, ich bin es.«

»Bitte, Tante Jane, hilf mir. Ich...«

Das Lachen der ehemaligen Detektivin klang hoch und schrill. »Ich soll dir helfen, Kleiner? Wie soll ich dir helfen?«

»Ich will hier raus, Tante Jane. Die sind alle böse, die...« Johnnys Stimme erstickte in einem Weinen.

Seine Eltern hatten ihm nichts von Jane Collins' Veränderung berichtet. Er kannte Jane noch als Detektivin und glaubte, daß sie nach wie vor zu den Freunden seiner Eltern zählte.

Ein Irrtum, wie ihm Jane auf drastische Art und Weise klarmachte. Sie löste eine Hand und ballte sie zur Faust, die sie dicht vor das Gesicht des Jungen hielt. »Dir wird geholfen, Kleiner. Sogar sehr, denn die Hexen warten auf dich. Die Hexen und die Dolche, mit denen du dem Teufel geopfert wirst. Du, Johnny Conolly, bist der zweite in der Reihe. Wir kriegen sie alle aus dem Sinclair-Team - alle! Hast du verstanden?«

Ja, Johnny hatte verstanden, aber nicht begriffen. Er konnte es einfach nicht fassen, er war noch zu klein, die Zusammenhänge brachte er nicht zusammen.

»Tante Jane, ich...«

»Schließ den Deckel!« befahl die Hexe mit eiskalter Stimme. »Los,

mach schon!«

Martha nickte. Lydia half ihr dabei, das Oberteil auf der unteren Hälfte des Sargs zu befestigen.

Jane Collins nickte zufrieden. Genau so hatte sie es haben wollen. Und sie lächelte hinterlistig als sie wieder an den Kleinen dachte. Der würde sich wundern.

»Und jetzt zum Boot«, sagte sie, wobei sie sich bückte und das Unterteil des Sargs hochhob.

Martha nahm die andere Seite. Gemeinsam trugen sie ihn weg. Sie schleptten die Totenkiste zum Seeufer. Es waren nur ein paar Schritte, die sie rasch zurückgelegt hatten. Der Boden war sumpfig geworden. Fast bis zu den Knöcheln sanken sie ein. Es schmatzte jedesmal, wenn sie einen Fuß wieder aus dem Boden zogen. Dann rann bräunliches Wasser in den hinterlassenen Abdruck.

Die Dunkelheit war ihr Beschützer. Niemand sah die beiden Frauen mit der makabren Last, als sie in den Schilfgürtel hineingingen, die harten Rohre knickten und die feuchten Bohlen eines Stegs vor sich sahen, der in den See hineinstach.

In der Nähe dümpelte auch das Boot.

Mit einer Leine war es am Steg befestigt. Der über das Wasser streichende Wind ließ die Wellen bis an das Ufer rollen, und sie spielten auch mit dem Kahn.

Er war groß genug um die beiden Frauen und auch den Sarg aufnehmen zu können.

Jane Collins stieg zuerst ein. Martha schob den Sarg nach, dann kletterte auch sie ins Boot, und Lydia, das Teufelskind, machte den Abschluß.

Dunst lag über dem See. Die Insel war nicht zu erkennen. Wie ein dunkler Sack lag die Finsternis über dem Wasser, dazwischen bewegten sich die grauen Nebelschleier, als wollten sie alles Fremde überdecken und Gefahren unsichtbar werden lassen.

»Kannst du rudern?« fragte Jane.

Martha hob die knochigen Schultern. »Ich habe es noch nie versucht«, gab sie ehrlich zu.

»Dann wirst du es lernen.« Jane Collins hatte bereits die Ruderstangen gepackt. Sie saß am Heck des Bootes auf einer schmalen Bank Martha mußte sich neben sie setzen und die zweite Ruderstange greifen, während sich Lydia näher am Bug aufhielt.

Zwischen ihnen stand der weiße Sarg.

Als sie die Ruderblätter auf Janes Zeichen hin ins Wasser stachen, hörten sie aus dem Sarg ein leises Wimmern. Für Jane Collins ein Anlaß, teuflisch zu grinsen...

Mandra Korab in London!

Nur einfach so - oder hatte er einen Grund? Diese Frage beschäftigte mich, und ich bekam bald darauf von meinem indischen Freund die entsprechenden Antwort.

Zu Sheila, Bill, Nadine und mir hatten sich Suko und Mandra gesellt. Wir standen neben dem Bentley und erfuhren von unserem indischen Freund eine unwahrscheinliche Geschichte.

Sieben Dolche für den Teufel!

So hätte man sie überschreiben können, und Mandra berichtete in wenigen Worten, was ihm diese Waffen »gesagt« hatten.

»Aber wieso konnten sie auf ein Ereignis in London hinweisen?« fragte ich.

Der Inder nickte. »John, das gleiche habe ich mich auch gefragt, habe lange überlegt und nachgeschlagen. Ich bin zu einem Ergebnis gekommen, Freunde.«

Wir starrten ihn gebannt an und warteten auf eine Antwort. Mandra ließ sich auch keine Zeit damit, er sagte: »Diese sieben Dolche, die ich besitze, sind nicht die einzigen. Es gibt noch einmal sieben davon.«

»Wo?« fragte Bill.

»Sie müssen sich in den Händen des Teufels befunden haben«, erklärte Mandra.

»Befunden haben?« fragte ich, wobei ich besonders Gewicht auf das letzte Wort legte.

»Ja, denn diese Dolche sind etwas Besonderes. Man kann sie als Opferwaffen bezeichnen oder als magische Ritualwaffen. Wer damit getötet wird, gehört dem Teufel.«

Sheilas Blick wurde starr. Ihre Stimme klang tonlos, als sie Mandra unterbrach. »Und du glaubst, daß man Johnny damit töten will?«

Mandra nickte. »Wir müssen davon ausgehen, Sheila. So leid es mir tut. Nun hatte ich das Glück, eine Warnung zu bekommen. Leider wußte ich nicht genau, wer gemeint war. Es war mir nur bekannt, wo es stattfinden sollte. London hieß das Ziel. Aus diesem Grunde bin ich gekommen und hoffe, daß wir nicht zu spät dran sind.«

Ich kam noch einmal auf die Dolche zu sprechen. »Wenn die andere Seite sieben hat, und wir besitzen sieben, dann sind es insgesamt vierzehn Waffen.«

»Richtig« Mandra nickte.

»Fragt sich nur, welche stärker sind. Die des Satans oder unsere?«

Es war mir sehr wichtig, dies zu erfahren. Daß Mandras Dolche eine gewisse Kraft besaßen, das hatte ich gesehen, als wir am Ufer des Ganges damals die unheimlichen Diener der Todesgöttin bekämpften. Jetzt kam es drauf an, ob sie auch in der Lage waren, den Satan zu stoppen.

Der Inder hatte meine Frage nicht vergessen. Aber er hob die Schultern. Für uns ein Beweis, daß auch er sich nicht sicher war. »Die Dolche sind stark«, erklärte er, »die anderen ebenfalls. Ich hoffe nur, daß die eine Wirkung die andere aufhebt.«

Das hofften wir wohl alle. Ich hätte gern mehr über Mandras geheimnisvolle Dolche erfahren, jetzt war nicht die Zeit, denn wir

mußten uns beeilen.

Eigentlich war alles klar. Bis auf eins.

Sheila!

Sie hatte wohl den schwersten Schock von uns erlitten. Sie machte einen abwesenden, gleichzeitig allerdings entschlossenen Eindruck. Ich hatte das Gefühl, daß sie sich nicht zurückhalten würde und mit uns kam. Bill Conollys Gesicht blieb ausdrucklos. Als sich unsere Blicke begegneten, senkte er die Augenlider. Er wollte nichts entscheiden, wahrscheinlich war ihm alles ein wenig unheimlich. An mir blieb schließlich alles hängen.

»Wie machen wir es?« fragte ich. »Mit zwei Wagen müssen wir auf jeden Fall fahren.«

»Und ich bin dabei!« sagte Sheila.

Ich schaute sie an. Ein Gegenargument lag mir auf der Zunge. Ich öffnete bereits den Mund, wollte es auch sagen, dann sah ich Sheilas Gesicht und ließ es bleiben. Nein, es hatte keinen Sinn. Wenn wir Sheila nicht mitnahmen, würde sie - und das wußten wir genau - es auf eigene Faust versuchen, denn das Ziel kannte sie. Ashdown Forest hatte sie oft genug gehört, und mir blieb nichts anderes übrig als die Schultern zu heben.

»All right, Sheila. Du kannst mit. Allerdings...«

»Ich mache keine Konzessionen, John!« erklärte sie mit fester Stimme.

»Das ist mein Sohn. Es geht um sein Leben, und ich als Mutter muß dabeisein.«

Sie hatte natürlich recht. Gleichzeitig wußte ich auch, daß es sehr gefährlich werden konnte. Wenn das unheimliche Teufelsfest in den Gemäuern der verfallenen Burg stattfinden sollte, war es allein schon ein Problem, die Insel zu erreichen, denn wir besaßen keine Boote. Zudem blieb uns nicht die Zeit, rasch welche aufzutreiben. Schließlich wollten wir auch ungesehen so nahe wie möglich an

unser Ziel herankommen, um einen überraschten Angriff starten zu können.

Über all diese Dinge sagte ich Sheila nichts. Sie hätten ihren Entschluß auch nicht beeinträchtigt, das war mir längst klar, deshalb nickte ich.

»Fahren wir?« fragte Suko.

»Ja!«

Wir verteilten uns auf zwei Wagen. Und jemand fuhr mit, ohne daß er gefragt worden wäre. Nadine Berger, die Wölfin...

Martha Sidomas lernte es schnell, mit dem Ruder umzugehen. So kamen die beiden Hexenfrauen mit ihrer makabren Last sehr rasch voran und überwanden die Strecke zwischen Ufer und Insel. Als der Kiel schließlich auf Grund lief, mußte Martha die Ruder loslassen und aus dem Boot klettern. Sie lief ein paar Schritte durch das flache Wasser, nahm die Leine in beide Hände, stemmte sich gegen den sumpfigen Boden und zog das Boot auf das Ufer. Jetzt half ihr auch Jane Collins dabei. Sie hatte den Kahn ebenfalls verlassen, stand im Wasser und schob am Heck.

Gemeinsam zerrten sie das Boot durch den Schilfgürtel. Erst als es sicher auf dem Trockenen lag luden sie den weißen Kindersarg aus und stellten ihn neben dem Kahn ab.

Jane Collins hatte den Nebel schon wesentlich dichter erlebt. Vor einigen Monaten, als sie in der Maske des schwarzen Henkers erschienen war. Da hatte man vom Rand der Insel die Mauern der halb verfallenen Burg nicht einmal erkennen können.

Jetzt war es anders.

Zwar trieben auch hier Nebelschleier über die Insel, doch längst nicht so dick wie damals. Sie wirkten wie ein zartes Gewebe und waren auch durchsichtig so daß Jane und Martha die Mauern der alten Burg sogar ziemlich deutlich sahen.

Nichts wies darauf hin, daß sich dort jemand aufhielt. Alles sah tot aus, schlafend, vor sich hin modernd.

Jane schaute Martha an. »Du bleibst hier am Sarg. Ich werde nachschauen.«

»Wo willst du hin?«

»In das Gemäuer.«

Martha hob die Schultern. Jane merkte ihr an, daß sie gern mitgegangen wäre, doch das wollte sie auf keinen Fall. Die Frau sollte am Boot bleiben.

Um Janes Lippen zuckte ein Lächeln, als sie den direkten Weg zum Ziel einschlug. Ihre Hexenschwestern, sofern sie eingetroffen waren, verhielten sich ausgezeichnet. Nichts wies darauf hin, daß sie sich auf dieser Insel versammelt hatten.

Aber sie waren da, Jane wußte es.

Es lag eine Atmosphäre über der Insel, die wohl nur derjenige spüren konnte, dessen Seele selbst dem Bösen geweiht war. Hier konnten sich die Diener des Teufels wohl fühlen, denn hier herrschten die Gesetze der Hölle. Eine finstere Magie lag wie ein gewaltiges Tuch über der Insel. Sie hatte sich ausgebreitet, um den Hort des Satans zu schützen. Jane Collins empfand diese Atmosphäre als angenehm. Sie näherte sich ihrem Ziel wie ein Schatten. Obwohl sie sich unter ihresgleichen wähnte, sorgte sie dennoch dafür, daß man ihre Schritte kaum hörte. Sie ging sehr leise, manchmal nur auf Zehenspitzen, duckte sich hin und wieder und mußte das alte Gemäuer fast umrunden, um an den Eingang zu gelangen.

Als sie von der Seite auf den Platz davor schaute, zuckte ein Grinsen um ihre Lippen. Deutlich erinnerte sie sich noch an die jungen Leute, die vor dem Eingang der halb verfallenen Burg Feuer angezündet harten, um Tee zu kochen. Dies hatte Jane damals die Gelegenheit gegeben, zuzuschlagen.

Heute war es anders. Da würde zwar wieder jemand sterben, aber

einem alten höllischen Ritual zufolge.

Aus dem Schatten der Wand löste sich eine Gestalt. Jane sah sie erst spät, erschrak und riß die Hände hoch.

Ein hohl klingendes Kichern schallte ihr entgegen. Danach eine Stimme.

»Hey, Schwester, bist du endlich da?«

Jane blieb stehen. »Wie du siehst.«

»Wikka hatte dir den Auftrag gegeben, den Jungen zu holen. Wo befindet er sich?«

»In der Nähe!«

»Du hast ihn nicht...«

»Nein, ich habe ihn nicht mitgebracht. Ich wollte mich erst davon überzeugen, daß ihr alle da seid.«

»Das sind wir, Schwester«, lautete die geflüsterte Antwort.

»Und Wikka?«

»Wird auch kommen.«

»Dann hol dir noch eine andere, damit wir den Sarg in das Schloß tragen können.«

»Natürlich, Schwester, sofort.« Die Hexe huschte davon. Jane schaute ihr nach.

Ihre »Schwester« trug die gleiche Kleidung wie sie. Ein schwarzes Gewand mit einer aufgestickten Teufelsfratze an der Vorderseite. Der Beweis, daß sie dem Satan hörig war.

Jane Collins war ebenfalls kaum zu erkennen. Tintenschwarz lag die Dunkelheit über der Insel. Sie verwischte jede Kontur, so daß sie nur mehr als Schatten zu sehen war. Kein Baum, kein Strauß kristallisierte sich klar hervor, alles blieb in der Finsternis eine amorphe Masse. Bis auf das Rauschen des Windes war es still. Unheimlich konnte man die Stille ebenfalls noch nennen.

Auch jetzt sah Jane ihre beiden Hexenschwestern erst im letzten Augenblick. Auf Griffweite waren sie vor ihr aufgetaucht, blaß

leuchteten die Gesichter.

Schweigend setzten sie sich in Bewegung. Jane führte die anderen zu der Stelle, wo Martha wartete. Sie hatte sich auf den Sarg gesetzt, schaute den drei Frauen entgegen und begann leise zu lachen.

»Was ist los?« fragte Jane.

»Er will raus, der Kleine.«

»Kann ich mir vorstellen«, erwiderte die ehemalige Detektivin.

»Hast du noch einmal nachgeschaut?«

»Nein. Johnny schlägt nur hin und wieder von innen gegen den Deckel.«

Martha rieb sich die Hände und wollte sich in einem glücksenden Lachen beinahe ausschütten.

»Geh hoch!« forderte Jane, »wir schaffen ihn in das Schloß.«

Im Aufstehen fragte Martha: »Sind alle da?«

Die beiden anderen Hexen antworteten ihr mit einem »Ja«. Martha, die den Namen des Teufels angenommen hatte, nickt zufrieden.

»Dann war unsere Arbeit nicht umsonst«, erklärte sie. »Es wird alles so fortgeführt, wie wir es uns vorgenommen haben. Sein Blut für den Satan. Seine Seele für den Teufel, so muß es sein, so wird es laufen und nicht anders.«

Der Sprüche waren genug gewechselt. Die Frauen bückten sich und hoben den Sarg an. Sie verteilten das Gewicht auf vier Schultern, und so schritten sie den Weg zum Schloß.

Es war eine schaurige Prozession. Drei trugen schwarze, hochgeschlitzte Kutten, die bei größeren Schritten lange, aufregende Beine freigaben.

Der Boden war weich und nachgiebig. Feuchtigkeit hatte sich gesammelt. Das Gras war im Winter braun geworden. Weiter vom Ufer entfernt wurde es besser, und schon bald wuchsen die Mauern des halb zerfallenen Schlosses vor ihnen hoch.

Um eine Renovierung hatte sich niemand gekümmert. Keiner hatte

Interesse daran, das Schloß wieder in den Zustand zu bringen, wie es einmal gewesen war, und so hatten es die Teufelsdienerinnen leicht gehabt, den entsprechenden Platz für ihre schwarzmagischen Rituale zu finden, denn hier störte sie niemand. Zudem waren sie nicht weit von London entfernt, so daß sie die Insel als einen idealen Platz bezeichneten.

Im Innern war die alte Burg noch verschachtelt. Es gab ziemlich viele Räume, zudem nicht einmal so groß, wie in anderen Burgen, und die unterirdischen Verliese waren zum Teil auch noch erhalten. Wie die Folterkammer, zum Beispiel, von der aus es einen Weg ins Freie gab. Jane hatte ihn selbst schon genommen.

Dazu brauchte es in dieser Nacht nicht zu kommen, dessen war sie sich sicher.

Und diesmal brannte ein Feuer!

Es waren keine normal leuchtenden Flammen, die man im Innern der Burg angezündet hatte. Ihr Widerschein fiel durch den offenen Eingang nach draußen. Sie sahen tanzende, zuckende, grüne Schatten, die lautlos über den Boden glitten, seltsame Figuren malten und von der Hölle und deren Taten zu erzählen schienen.

Die vier Frauen schoben sich durch den Eingang. Wenn sie gingen, schaukelte der weiße Kindersarg auf ihren Schultern, und als die anderen Hexen sie sahen, wurden sie mit Beifall empfangen Außer Jane und Martha waren es noch sieben Hexen Sieben Dolche - sieben Hexen! Für jede eine Waffe!

Jeder würde einmal in den Körper des Jungen stoßen, so sah es das alte Ritual vor.

Das grüne Feuer leuchtete den Raum aus, durch dessen offene Luken nicht nur der Wind fuhr, sondern auch feine Nebelschleier wallten, die sich mit dem Grün der Flammen vermischten und der Halle ein gespenstisches Aussehen gaben.

Auch die Gesichter der anwesenden Hexen hatten einen grünen

Schein angenommen. Als fahl und bleich konnte man ihn bezeichnen, so wie die Haut uralter Zombies manchmal leuchtete, wenn sie aus den Tiefen der Gräber gestiegen waren.

Die Schatten der seltsamen Flammen glitten auch über die Wände. Die alten Mauern schienen dabei zu zerfließen. Kein Umriß, keine Kontur war mehr zu erkennen, die grünen Flammen machten die Mauer zu einem sich bewegenden Schatten.

Die Steine schienen mit Leben erfüllt zu sein. Und gerade diese Atmosphäre wurde von den Dienerinnen des Satans, den Hexen, so geliebt. Hier fühlten sie sich wohl, inmitten des Bösen, und wer genauer hinschaute, der sah, daß das Feuer nicht einfach an einem Fleck brannte, sondern genau abgeteilt war.

Es loderte innerhalb einer Grenze, die von einem Dreieck gebildet wurde. Und an ihrer oberen Grenze bildeten die Flammen ebenfalls die Spitze dieser geometrischen Figur, als würden unsichtbare Hände an ihren Seiten entlangstreichen und sie so formen.

Ein Raunen durchlief die versammelten Hexen, als sie die Neuankömmlinge erkannten. Sie alle hatten lange auf das teuflische Ritual gewartet, nun endlich war es eingetreten.

Das Opfer kam...

Vier Teufelsdienerinnen trugen den weißen Sarg in dem es noch verborgen war, auf den Schultern. Ihr Ziel war ein altarähnlicher Aufbau. Dort stellten sie den Sarg auf.

Jane Collins hatte, solange Wikka noch nicht anwesend war, die Führungsrolle übernommen. Mit einer Handbewegung scheuchte sie Martha und die beiden Helferinnen in den Kreis der Hexen hinein. Alles lief in einer gespenstischen Stille ab, doch plötzlich begann Martha zu kreischen. Ihre Stimme war laut, jeder konnte es hören, und sie brüllte die Frage hinaus. »Wo ist Lydia?«

Als Echo schwang ihr Ruf aus, eine Antwort bekam sie nicht. Niemand wußte, wo das Teufelskind abgeblieben war, bis Jane

Collins die Stille unterbrach.

»Wann hast du sie zum letztenmal gesehen?«

»Am Ufer.«

»Und dann?«

»Weiß ich nicht mehr. Sie war plötzlich weg.«

Betroffenheit breitete sich aus. Allerdings nur für einen Moment, bis eine der Hexen zum Eingang schaute und mit schriller Stimme rief: »Da ist sie ja!«

Sämtliche Blicke wandten sich dem Eingang zu. Die Hexe hatte nicht gelogen, Lydia stand tatsächlich an der Tür. Aber sie hatte sich stark verändert.

Zwar war sie äußerlich, das heißt in ihrer Körperform, noch dasselbe Kind, aber mit ihrem Gesicht war etwas geschehen.

Es zeigte die Fratze des Teufels!

Das Teufelskind!

Jetzt endlich hatte es sein wahres Gesicht gezeigt. Lydia bewies in diesen Augenblicken, wie sehr sie vom Satan abhängig war, wie der Teufel in ihr steckte und damit auch ihr Äußeres prägte. Sie bot ein grauenhaftes Bild. Eine Mischung aus Mensch und Dämon, ein Zerrbild, das Zeichen des Niedergangs, der Apokalypse.

Ihr Kopf lief ebenfalls zu einem Dreieck zusammen. Die blonden Haare waren völlig verschwunden, statt dessen konnte jeder die glatte schwarze Fläche sehen, die sich an Stelle einer Haarpracht den Blicken des Beobachters bot.

Schwarz wie die Nacht war das häßliche Gesicht. Der Mund zu einem breiten Maul verzogen, groß die Stirn, rötlich schimmernd die Augen und die Nase ein schmaler Knochen, der zwischen den Augen seinen Anfang nahm und schräg nach unten lief, wobei er noch vorstach. Aufgebläht waren die Nüstern. Sie liefen nach außen zu und erinnerten an die Nasenlöcher eines Tieres.

Hätte nur noch gefehlt, daß aus ihnen Dampf gequollen wäre. Das war nicht der Fall, den Dampf oder Qualm sonderte das grüne Feuer ab, und die Schwaden zogen träge durch den Raum, dessen schwarze Magie fast körperlich zu spüren war.

»Lydia, endlich!« rief Martha und lief auf das Teufelskind zu.

Sie kam nur drei Schritte weit, als Lydia zischte: »Geh zu den anderen!«

Erschreckt wich Martha zurück Damit hatte sie nicht gerechnet, und ihr wurde klar, daß Lydia jetzt das Kommando übernommen hatte. Der Satan, der in ihr steckte, hatte sein wahres Gesicht gezeigt, das unheimlich böse, das grausame.

Die Hexen traten respektvoll zur Seite, als das Teufelskind vorschritt. Es ging direkt auf die grünen Flammen zu und dachte auch nicht daran, dem Feuer auszuweichen, sondern schritt hindurch.

Lydia ging durch die Flammen, als wäre nichts gewesen. Sie nahm sie überhaupt nicht zur Kenntnis, und das magische Feuer wichen vor ihr zur Seite, so daß es eine Gasse bildete, durch die das Teufelskind gehen konnte.

Sein Ziel war der Sarg! In ihm lag das Opfer. Und erst neben dem »Altar« blieb das Teufelskind stehen.

»Öffnen!« befahl es mit grollender Stimme, aus der auch Haß herausklang.

Die Hexen beeilten sich, dem Wunsche nachzukommen. Auch Martha half mit. Sie schleuderten den Deckel schließlich zur Seite. Alle hörten das Weinen des kleinen Johnny.

Es war ein ängstliches Wimmern, und es drückte all die Qualen aus, die der Junge empfand. Sein Schluchzen wurde hin und wieder von Worten unterbrochen, denn das Kind rief nach seiner Mutter. Klagende Laute, die in einem normal denkenden Menschen Mitleid hervorgerufen hätten, doch bei den Hexen konnte man auf Mitleid nicht rechnen. Sie wollten nur den Tod des Jungen, der ein Opfer für

den Teufel werden sollte.

Bisher hatte Johnny starr in seinem makabren Gefängnis gelegen. Jetzt stemmte er sich hoch. Seine kleine Hand erschien auf dem rechten Rand des Sarges, die Finger griffen zu, und an der linken Seite geschah das gleiche.

Dabei schwankte der weiße Sarg ein wenig, doch der Altarstein war breit genug, um das Gefängnis des Kleinen zu halten, so daß der Sarg nicht kippte.

Johnny setzte sich hin.

Auch er wurde vom grünen Schein des Feuers getroffen, und er schaute aus großen Augen in die Runde.

Jeder, der ihn so sah, konnte das Nichtverstehen in seinem Blick lesen. Johnny begriff nicht, wo er sich befand und was die verummumten Gestalten zu bedeuten hatten. Zudem hielt sich Jane Collins im Hintergrund, so daß er auch die Person, die er kannte, nicht entdeckte. Ebenso erging es ihm mit Martha Sidomas.

Aber er sah Lydia.

Sie konnte er einfach nicht übersehen, denn sie stand dicht neben dem Altar. Johnny erkannte sie trotz der schrecklichen Verwandlung. Sie trug noch immer dasselbe Kleid, wenn auch ihr Gesicht ein anderes, ein schreckliches geworden war.

»Lydia!« Es war ein Hauch, ein Flüstern, das der kleine Johnny ausstieß und seine Stimme zitterte dabei.

Das Teufelskind grinste. Es zog seinen Mund in die Breite, die Augen glühten stärker, erst dann drang die Antwort aus seinem Maul. »Ich werde dich töten!« erklärte es. »Ich allein Nicht die Hexen, wie sie es gern hätten. Aus mir spricht der Satan. Er ist mein Vater. Er hat mit einer Frau gebuhlt, und aus dieser Verbindung bin ich hervorgegangen. Ich bin schneller gewachsen als normale Kinder, denn mich hat die Hölle geleitet, und ich werde meine Aufgabe erfüllen...«

Johnny starnte die Gestalt an. In seinem schmalen Gesicht zuckte es. »Du willst mich totmachen?« fragte er mit seiner weinerlich klingenden und dünnen Stimme. »Du willst mich wirklich...«

»Dafür habe ich gelebt«, erklärte Lydia. »Nur dafür bin ich geboren worden. Hast du mich begriffen?«

Johnny sagte nichts. Er starnte Lydia an Dann flüsterte er: »Wir haben doch immer gespielt...«

Die Hexen lachten schrill, und Johnny zuckte ängstlich zusammen. Wütend drehte sich Lydia um, ihr Arm fiel nach unten, und diese Bewegung wurde von den Hexen verstanden.

Sie schwiegen!

»Deine Seele und nur deine Seele wird dem Teufel wieder Macht geben Du gehörst zu den Conollys. Deine Eltern sind Freunde des Geisterjägers, der der Hölle große Niederlagen bereitet hat. Aber die Hölle schlägt zurück Sie ist nicht zu vernichten, ihre Rache wird furchtbar sein, und sie wird sich einen nach dem anderen holen. Mit Jane Collins hat es begonnen, du wirst folgen, dann kommen die anderen an die Reihe, und John Sinclair wird ebenfalls dran glauben müssen, wenn er ganz allein und völlig auf sich gestellt auf dieser Welt steht.«

Lydia hätte die Worte dem kleinen Johnny nicht zu sagen brauchen. Er begriff die Zusammenhänge nicht, dafür die Hexen, denn sie kreischten plötzlich los. Für sie durfte es kein anderes Ziel als die Vernichtung der Feinde geben.

Als das Teufelskind herumfuhr, verstummten die Hexen. Lydia blieb auf dem Fleck stehen, nur ihre Augen bewegten sich. Jede Hexe schaute sie an.

Es waren Frauen, die alle ein nach außen normales Leben führten. Ein langweiliges Leben, wie sie zugaben, doch das hatte sich inzwischen geändert. Ihre Langeweile war durchbrochen worden. Der Satan gehörte jetzt zu ihnen, er hatte ihnen das, wie sie meinten,

richtige Leben eingehaucht, hatte die Langeweile vertrieben und sie in einen Kreislauf geführt, der anders war.

Ihr Wissen war erweitert worden. Sie hatten von der Hölle erfahren, von Reichen, deren Existenz sie früher nicht für möglich gehalten hatten, von anderen Dimensionen, wo irdische Gesetze aufgehoben wurden und nur noch das Böse regierte.

Das Böse, das auch ihr Leben fortan bestimmte und frühere Moralbegriffe radikal ausradierte.

Der Ritualmord war für sie etwas Selbstverständliches geworden, und sie waren sogar begierig darauf, daß er endlich durchgeführt wurde. Als das Teufelskind jede einzelne von ihnen anschaute, senkten sie die Blicke. Sie fühlten sich bis auf den Grund ihrer Seelen durchschaut, manche hatten sogar ein schlechtes Gewissen, das jedoch konnte Lydia nicht stören.

Sie wußte genau, was sie wollte, und sie sagte es auch.

»Gebt mir eure Waffen!«

Die Hexen zuckten zusammen. Begeistert waren sie davon nicht. Man hatte ihnen die Dolche zur Aufbewahrung gegeben, und sie rechneten damit, daß sie es sein würden, die dem Teufel das Opfer brachten. Nun verlangte dieses Kind sieben Dolche.

Sie zögerten...

»Gebt sie her!« Diesmal war es Jane Collins, die sprach. Sie löste sich aus dem Kreis, so daß sie von jeder Hexe gesehen werden konnte. Dann deutete sie auf Lydia. »Sie ist das Teufelskind, sie hat den Kontakt zu Johnny Conolly geknüpft, und sie wird dem Wunsch des Satans auch nachkommen. Deshalb gehören ihr die Waffen und nicht euch. Ist das klar?«

Zögernd erfolgte die Reaktion. Die Hexen nickten. Auf ihren Gesichtern war der Zorn zu sehen, alles wehrte sich gegen diesen Befehl, sie wußten aber auch, daß sie gehorchen mußten, und so verschwanden ihre Hände und ein Teil der Arme unter den langen,

schwarzen Gewändern.

Der Reihe nach holten sie die Dolche hervor.

Schreckliche Waffen, mit langen, dunklen Klingen und Griffen, die Schlangenform besaßen. Auf jeder Klinge leuchtete das Gesicht des Teufels in einem kalten Blau. Und zwar so stark daß es sich von dem Grundmaterial der Klinge abhob. Sieben Dolche, sieben tödliche Waffen.

»Kommt her!« befahl das Teufelskind. »Jede einzelne soll zu mir kommen und mir ihre Waffe übergeben!«

Damit Lydia die Klingen auch tragen konnte, kam Jane Collins und brachte ihr ein Kissen aus schwarzem Samt. Sie legte es über die angewinkelten Arme des Kindes.

Die erste Hexe kam. Sie ging langsam. Sehr recht war ihr dies nicht, dies zeichnete sich deutlich auf ihrem Gesicht ab. Widerwillen und Abneigung standen darin zu lesen, aber Jane Collins hatte gesprochen, und so kamen sie der Aufforderung nach.

Dolch für Dolch wurde auf das schwarze Kissen gelegt, und die Waffen bildeten schließlich eine Reihe.

Dabei lagen die Klingen so, daß die Teufelsfratzen auf ihnen nach oben zeigten.

Lydia senkte den Blick Ihr Mund zuckte, verbreitete sich, die Zunge, ein rotes Stück huschte für einen Moment hervor, bevor sie den Kopf so weit senkte, daß sie mit ihrem Mund die Klingen berühren konnte. Jede einzelne küßte sie.

Ihre Lippen drückte sie dabei auf das Sigill des Teufels. Mit dieser Geste drückte sie ihre Demut gegenüber ihrem Herrn aus.

Beinahe ruckartig hob sie anschließend den Kopf. Sie schien dabei aus einem tiefen Traum erwacht zu sein und blickte in die Runde.

»Holt ihn aus dem Sarg!« befahl sie mit ihrer Hefen Stimme.

Sofort waren mehrere Hexen zur Stelle, die dieser Aufforderung Folge leisten.

Johnny wußte kaum, was mit ihm geschah. Der Sarg wurde kurzerhand umgekippt, so daß der Junge auf den Stein rollte und dort liegenblieb. Er wollte sich erheben und hinabspringen.

Das sah auch Jane Collins. Sofort war sie da, griff mit beiden Händen zu und drückte den Kleinen wieder zurück. Sie befahl ihm, liegenzubleiben. Dabei brachte sie ihr Gesicht dicht vor das des Jungen. Johnny konnte sie genau ansehen, und er merkte auch den bösen Blick der ehemaligen Detektivin.

Das Kind wußte jetzt genau, daß es von dieser Jane Collins nur Schlechtes zu erwarten hatte.

Er schluchzte ein paarmal. In seinen Augen schimmerten die Tränen. Der grüne Widerschein des Feuers erreichte auch seinen Körper und malte ihn an.

Träge stieg der Rauch gegen die Decke. Manchmal fauchten die Flammen auf, so daß es schien, als hätte ein Geist seinen bösen Atem in sie hineingeblasen.

Als Jane sicher sein konnte, daß sich Johnny nicht mehr rührte, trat sie zurück und nickte Lydia zu.

Das Teufelskind ging noch einen halben Schritt vor, so daß es jetzt direkt an dem Altarstein stand.

Mit der rechten Hand griff es nach dem ersten Dolch. Die kleinen Finger umklammerten den schlängenförmigen Griff. Es war unwahrscheinlich und unglaublich, was hier geschah.

Da sollte ein Kind zum Mörder werden!

Eigentlich brauchte Lydia den Arm nur noch anzuheben und die Klinge nach unten zu rammen.

Das war alles.

»Satan!« sprach sie, »dir weihe ich die Seele dieses Jungen. Du bist es, der mich gezeugt hat. Du wohnst in mir, du...«

»Warte noch!«

Die Stimme klang vom Eingang her, und sie unterbrach den

beschwörenden Redeschwall des Teufelskindes. Lydia drehte sich um. Ale drehten sich um.

Und sie sahen die, auf die sie schon gewartet hatten: Wikka, die Oberhexe!

Naß bis auf die Haut stiegen wir aus dem Wasser. Zuerst hatten wir nur unsere Köpfe angehoben, um die nähere Umgebung mit den Blicken abtasten zu können.

Als sich nichts rührte und wir auch nichts Verdächtiges feststellen konnten, gab ich das Zeichen. So lautlos wie möglich bewegten wir uns auf das Ufer zu.

Das Wasser war abstoßend kalt. Es hatte für uns leider keine Möglichkeit gegeben, trockenen Fußes die Insel zu erreichen. So hatten wir in den sauren Apfel beißen müssen und waren durch das Wasser gewatet oder vorsichtig geschwommen. Ich hatte dies schon einmal erlebt und konnte ein Lied davon singen.

Wie auch an dem Ufer, wo wir in das Wasser gestiegen waren, so zeigte sich am Rand der Insel ebenfalls der dichte Gürtel aus grünem Schilfrohr. Allerdings wuchs das Zeug hier nicht so hoch, und es war auch leichter zu knicken.

Gerne hätten wir die Insel lautlos betreten. Leider ein Ding der Unmöglichkeit. Wenn wir das Rohr auch nicht brachen, so schabten die einzelnen Stäbe bei unserem Gang durch das niedrige Wasser doch aneinander, wobei uns die Laute sehr störend vorkamen. Wenn jemand in der Nähe lauerte, mußte er uns hören. Es war keiner zu sehen.

Unbeobachtet, wie wir meinten, gelangten wir an Land und versammelten uns frierend in Deckung einer alten Trauerweide. Wir waren zu viert.

Suko, Bill Conolly, Mandra Korab und ich. Sheila hatte auch mitkommen wollen. Gemeinsam war es Bill und mir gelungen, die

Frau dazu zu überreden, am Wagen zu warten.

Zusammen mit Nadine, der Wölfin!

Ohne daß wir es ausgesprochen hatten, hoffte ich auf Sheilas Einsicht. Sie durfte auf keinen Fall durchdrehen und irgend etwas unternehmen, das der Sache schaden konnte.

Unser Plan stand fest. Dabei kam uns die Kenntnis des Geländes zugute. Ich hatte nicht vergessen, daß es zu dem halb zerstörten Schloß nicht nur den normalen Eingang gab, sondern auch einen Geheimgang. Der endete in der Folterkammer des Schlosses.

An sie hatte ich schlimme Erinnerungen, aber sie sollten mir in den folgenden Aktionen zugute kommen, denn von ihr aus führte ein Weg in das Schloß hinein.

Weiterhin wollten wir unsere Gegner in die Zange nehmen. Und zwar sollten Suko und Bill den normalen Eingang des Schlosses nehmen und sich, wenn eben möglich, anschleichen.

Für Mandra Korab und mich blieb noch der Geheimgang. Da sich Suko ebenfalls auf der Insel auskannte, brauchte ich ihn mit den Gegebenheiten nicht erst vertraut zu machen. Mir war zudem bekannt, wo sich der Einstieg des Geheimganges befand, eine lange Sucherei blieb uns zum Glück erspart.

Trotz der herrschenden Kühle und unserer nassen Kleidung konnten wir uns über das Wetter nicht beschweren. Die Dunstschleier gaben uns die Deckung die wir brauchten, um ungesiehen an das Gemäuer heranzukommen.

Zudem wuchsen zahlreiche Bäume auf der kleinen Insel. Sie wirkten wie dunkle, zum Teil erstarre Wesen, die sich nur dann bewegten, wenn der Wind die Zweige schaukelte und sie mit ihren Spitzen über den Boden schleiften.

»Alles klar?« fragte ich Bill und Suko.

Die beiden nickten. Ihre Gesichter waren angespannt. Kein Lächeln lag auf ihren Lippen. Ein jeder wußte, worum es ging. Obwohl die

Zeit verflog, mußten wir uns zusammenreißen. Wir durften nichts überstürzen.

Hoffentlich hielt auch Bill durch. Wenn er das Schloß betrat und seinen Sohn zu sehen bekam, konnte niemand voraussagen, wie er dann reagieren würde.

Wir trafen eine Zeitabsprache. Wenn es eben möglich war, sollte jeder die Karenzzeit genau einhalten. Getrennt marschieren, vereint schlagen, so lautete die Devise.

»Und, Bill«, sagte ich, »nichts überstürzen, auch wenn es noch so schlimm aussieht.«

Der Reporter nickte. Er schaute verbissen. In seinem Innern mußte eine Hölle toben, und ich schlug ihm aufmunternd auf die Schultern. Es war das Zeichen zur Trennung.

Wort- und lautlos gingen Suko und Bill davon. Wir warteten so lange, bis die Dunkelheit sie verschlungen hatte.

Mandra Korab sagte: »Hoffentlich bleibt Bill ruhig!«

Der Inder und ich hatten ein anderes Ziel. Wir bewegten uns dabei dicht am Schilfgürtel entlang und sahen plötzlich einen dunklen Gegenstand, der sich vom Boden abhob.

Als wir näher kamen, identifizierten wir ihn als ein Boot, das jemand an Land gezogen hatte.

»Damit sind sie gekommen«, sagte Mandra.

»Die wären auch kaum geschwommen.«

»Weißt du noch genau, wo der Einstieg zu dem Schacht liegt?« fragte mich der Inder.

»Ja, das habe ich behalten.«

Mandra lächelte. Wir mußten ein wenig vom Ufer weg und das Gelände hochlaufen, das etwas schräg anstieg. Meine heimliche Sorge bewahrheitete sich nicht. Der Schacht war nicht zugeschüttet worden. Er existierte nach wie vor und lag versteckt hinter einer Baumgruppe. Ich brauchte nur ein paar Zweige zur Seite zu räumen.

Für einen kaum meßbaren Zeitraum knipste ich meine Bleistiftleuchte an und sah auch die alten, schief in der Gangwand stehenden Sprossen. Sie hatten einmal gehalten, und ich zählte darauf, daß sie auch jetzt nicht brechen würden.

Mandra stieß mich an. Ich drehte mich um. Sein Jackett war aufgeklafft, und ich sah seinen Gürtel, in dem die sieben Dolche steckten. »Geh jetzt!« sagte er.

Es hätte seiner Worte nicht bedurft, denn noch in derselben Sekunde machte ich mich an den Abstieg...

Sie saß im Fond des Bentley wie eine Statue, und Tränen rannen über ihre Wangen. Die Hände hatte sie auf den Schoß gelegt und gefaltet. Ihre Mundwinkel zuckten, hin und wieder übertrug sich das Zittern auch auf ihre Hände.

Sie hatte eine schreckliche Angst um ihren Sohn. Johnny in der Gewalt dieser satanischen Hexen, das war grauenhaft, unvorstellbar, sie konnte es nicht fassen, und sie wollte sich auch nicht mit den Tatsachen abfinden.

Vor allen Dingen nicht mit der, Johnny nicht helfen zu können. Sie als Mutter mußte zusehen, wie ihr Sohn...

Sheila schüttelte den Kopf. Nein, nur das nicht. Nur nicht an so was denken, obwohl es nicht von der Hand zu weisen war. Die Gegner waren mit einer teuflischen Raffinesse vorgegangen. Sie hatten sich Zeit gelassen, um dann brutal und eiskalt zuzuschlagen. Ihr Mann Bill und die Freunde waren unterwegs, um Johnny zu befreien. Sheila hatte sie ins Wasser gleiten sehen, und sie erinnerte sich auch noch an den letzten Blick der ihr von Bill zugeworfen worden war. Er war verzweifelt und gleichzeitig voller Hoffnung gewesen. Hoffnung!

Würde sie überhaupt ausreichen? Gab es so etwas noch für ihren Sohn? Neben sich nahm sie eine Bewegung wahr. Die Wölfin wechselte ihren Platz. Sie richtete sich auf, daß sie durch das Fenster

zum Wasser hin schauen konnte.

Automatisch hob Sheila die Hand und kraulte das Fell des Tieres. Für Nadine ein Zeichen, sich gegen Sheila zu pressen. Sie drehte auch den Kopf und schaute die Frau aus ihren menschlichen Augen an. Sheila glaubte, Trauer im Blick des Tieres zu lesen. Wußte Nadine mehr? War Johnny schon verloren?

Sie selbst atmete seufzend. Beide Hände legte sie um den Hals des Tieres und fragte mit erstickt klingender Stimme:

»Wenn du nur reden könntest, Nadine. Himmel, würdest du nur etwas sprechen.«

Die Wölfin schwieg. Schließlich jaulte sie auf, bewegte den Kopf, und Sheila ließ los.

Nadine hatte sich verändert. Auch sie spürte die negativen Einflüsse, sie hatte alles mitbekommen und sich nur mit Mühe bändigen lassen. Auch sie wollte mit, ebenso wie Sheila, jetzt saßen beide im Wagen und haderten mit ihrem Schicksal.

Sheila wußte nicht, zum wievielten Male sie den Fall bisher durchdacht hatte. Sie zählte nicht mehr mit, aber in den letzten Minuten war ein Entschluß in ihr gereift.

Johnny war ihr Sohn ebenso wie der von Bill. Und sie sah nicht ein, daß sie die Verantwortung allein dem Vater und dessen Freunden überlassen sollte.

Auch sie konnte kämpfen, auch sie wollte kämpfen und nicht nur im Wagen herumsitzen.

Es mußte einfach etwas geschehen!

Plötzlich ging ein Ruck durch die Gestalt der Frau. Sie richtete sich dabei auf, setzte sich für einen Moment steif wie ein Ladestock hin, und in ihre Augen trat ein nahezu fanatischer Glanz.

»Johnny, ich hole dich zurück!« Mit diesem Versprechen öffnete sie die Tür und hatte auch nichts dagegen, daß ihr Nadine auf dem Fuß folgte. Dieses Tier gab ihr Mut. Sheila wußte ganau, daß Nadine ihr

Leben für den Jungen in die Waagschale werfen würde, ebenso wie sie, und als sie die Fondtür zudrückte, klang das wie ein Startsignal. Die beiden Wagen waren nicht weit vom Seeufer entfernt geparkt worden. Sie standen jedoch im Schutz hoher Trauerweiden, damit sie ein zufällig daherkommender Zeuge nicht so rasch entdeckte. Sheila lief zum See.

Nadine hielt sich dabei dicht an ihrer Seite. Mit dem Körper berührte sie die Beine der Frau. Als sie das Ufer erreichten, sprang das Tier vor. Es wühlte sich in den Schilfgürtel hinein und brach für Sheila eine Schneise. Eiskalt war das Wasser des Sees. Normalerweise wäre Sheila davor zurückgeschreckt, doch nicht in ihrer Lage. Sie dachte an Johnny, und das allein gab ihr Mut...

Wikka stand da, als wäre sie direkt aus der finstersten Hölle gekommen. Waren alle anderen Hexen noch relativ normal, so stimmte das bei ihr nicht, denn sie hob sich von ihren Dienerinnen ab, als Zeichen ihrer besonderen Stellung, die sie bei Asmodis einnahm.

Wie immer glänzte das Haar wie schwarzer Lack, war in der Mitte gescheitelt und fiel rechts und links der Wangen so weit nach unten, daß es die Schultern berührte. Und wie immer wuchsen aus der glatten Stirn zwei Schlangen.

Kleine, gefährliche, grüne Dinger, nicht dicker als ein Finger, aber ungemein wendig, denn wer von den Schlangen gebissen wurde, war unweigerlich verloren.

Niemand wußte, woher die Schlangen kamen, nur Wikka, aber die äußerte sich dazu anderen gegenüber nie.

Die Schlangen waren ihr Trumpf.

Nebel umwallte die Gestalt der Oberhexe. Niemand wußte zu sagen, wo er seinen Ursprung besaß. Er war einfach da und ließ die Hexe aussehen wie eine unheimliche Gestalt aus einem Gruselfilm.

Auch sie trug ein Gewand. Es bestand aus einem grünen, sehr dünnen, auch durchsichtigen Stoff, der gegen den Körper der Hexe geweht wurde, so daß ihre nackte Haut zu erkennen war.

Man sah ihr die Königin an. Allein wie sie daherschritt, wie sie die hörigen Blicke genoß, mit denen sie bedacht wurde, das alles sagte über ihre Stellung genug.

Wikka war die Königin, und selbst das Kind des Teufels ließ seine rechte Hand mit dem Messer sinken, um die Klinge wieder auf das Samtpolster zu legen.

Ein ehrfurchtsvolles Schweigen hatte sich über den kalten Raum gelegt. Nur Wikka allein war der Mittelpunkt, und sie ging auf das Feuer zu, wobei sie so wirkte, als würde sie mit dem Boden überhaupt keinen Kontakt haben und nur schweben.

Sie schaute keine der Hexen dabei an, und auch das magische Feuer tat ihr nichts, als sie hindurchschritt, dabei den Blick nach vorn gerichtet hielt und auf das Opfer starrte.

Johnny Conolly!

Es sah so aus, als würde sie den Namen flüstern wollen, doch nur ihre Lippen bewegten sich. Worte drangen nicht aus dem Mund. Sie hatte auch keinen Blick für Lydia übrig. Da das Teufelskind ihr im Wege stand, schob sie es kurzerhand zur Seite und blieb vor der Steinplatte stehen, auf der Johnny lag.

Das Kind stand eine Heidenangst aus. Johnny schaute in das widerliche Gesicht der Hexe, das einsteils glatt wie Marmor wirkte und durch die aus der Stirn wachsenden Schlangen zum anderen Teil so makabер aussah. Ein Gesicht zum Angstkriegen, wobei Johnny diese Furcht auch verspürte, denn sein Gesicht verzog sich zu einer weinerlichen Grimasse, die in ihren Bewegungen erstarrte, als Wikka ihre Arme hob und mit den Fingerspitzen über die Gesichtshaut des Jungen fuhr. Es waren kalte Finger.

Johnny hielt den Atem an. Nicht mit dem Verstand, sondern mit dem

Instinkt erfaßte er, daß hier eine neue Feindin gekommen war, von der er keine Hilfe erwarten konnte.

Wikka begann zu sprechen. »Der Teufel!« flüsterte sie zischend. »Der Teufel, mein Kleiner, wird dich bekommen, und wir haben dich besonders für ihn ausgesucht, weil deine Eltern es sind, die gegen die Hölle kämpfen. Nun werden sie einen Tribut an den Satan zahlen müssen, und dieser Tribut wirst du sein, Johnny Conolly. Hast du mich verstanden?«

Gehört hatte Johnny die Wort schon. Alein, was sollte er, ein Kind, damit anfangen. Er wußte nur, daß diese Menschen um ihn herum ihm Böses antun wollten. Allen voran diese Frauen, Tante Jane und Lydia. Es war vielleicht sein Glück daß sich in seinem Innern noch so etwas wie eine kindliche Sperre befand, ein Schutz der Seele, sonst hätte der Kleine es unter Umständen überhaupt nicht verkraftet.

Wikka lächelte teuflisch. Sie erhob sich wieder und warf ihre langen Haare mit einem Ruck herum. Die einzelnen Strähnen schleiften gegeneinander, so daß Elektrizität entstand und eine Menge Funken umhersprühten.

»Sieben Dolche!« rief Wikka lauthals. »Sieben Dolche vom Teufel und für das Kind. Ich werde die erste Klinge in den Körper dieses Jungen stoßen und seinen Tod damit vorbereiten. Ich bin eure Führerin. Die nächsten Waffen werden von Lydia genommen. Sie ist das Kind des Teufels, und sie muß seinen und meinen Anordnungen folgen. Habt ihr verstanden?«

Ein Nicken bewies, daß die Hexen damit einverstanden waren. Wikka lächelte. Danach drehte sie sich so, daß sie Jane Collins und auch Martha Sidomas anschauen konnte.

»Kommt ihr beide her!« rief sie den Frauen zu, »und stellt euch an der anderen Seite des Altars auf!«

Jane und Martha kamen der Aufforderung nach. Auch Johnny, der die Augen verdreht hatte, um dem Geschehen folgen zu können,

entdeckte jetzt die bekannte Jane Collins.

Sie hatte hinter dem Altarstein Aufstellung genommen. Kalt schaute sie auf den Jungen herab. In ihren Augen leuchtete kein Funken Gefühl. Auch sie wollte seinen Tod.

»Seid ihr bereit?« fragte Wikka.

Ein gemurmeltes »Ja« war die Antwort.

»Dann bewegt euch und baut einen Halbkreis um das grüne Hexenfeuer«, flüsterte sie.

Sieben Dienerinnen setzen sich in Bewegung. Sie blieben stehen, als sie ihren vorgegebenen Platz erreicht hatten.

Wikka war zufrieden. Langsam streckte sie den rechten Arm aus. Ihre blasse Hand spreizte sich, und im nächsten Augenblick berührten die Fingerspitzen den Griff des ersten Dolches. Ein kurzes Zucken der Gelenke, dann hatte Wikka zugefaßt.

Die lange Klinge funkelte in ihrer Hand. Und es funkelte auch das Gesicht des Teufels auf dem Messer.

Die Atmosphäre verdichtete sich innerhalb dieser alten Burg. Von irgendwoher kam Wind auf. Wie Höllenatem schwang er durch den Raum, blies in das Feuer und fachte die Flammen so an, daß ihre dreieckige Spitze fast die Decke berührte.

Die Schatten wurden länger, das Licht hektischer, und die Hexen begannen zu singen.

Es waren Töne, die man als menschlichen Gesang kaum bezeichnen konnte. Schrill drangen sie aus den Kehlen der Hexenmäuler, sie erfüllten den gesamten Raum, riefen ein unheimliches Echo hervor und schienen die Wände vibrieren zu lassen. Hexengesang!

Auch Hexentanz, denn die Frauen blieben nicht mehr ruhig. Sie faßten sich an den Händen, ihre Körper gerieten in wilde Zuckungen, die in Bewegungen ausliefen, so daß sie einen Kreis auf das Feuer bildeten. Der Wind erfaßte ihre Gewänder, wirbelte sie hoch, und durch den Stoff gerieten auch die Teufelsfratzen in Schwingungen, so

daß sie wellenförmige Bilder schufen.

Füße stampften auf den harten Lehmboden. Ein höllischer Rhythmus wurde in Gang gesetzt. Er klang wie ein dumpfes Trommeln, daß nur von dem Kreischen und Schreien der Hexen übertönt wurde. Es war der Horror, wie er sein sollte. Jetzt erst fühlten sich die Hexen richtig wohl. Sie waren in ihrem Element, das Fest konnte beginnen, und es würde mit einem Ritualmord enden.

Niemand konnte sich dem Rhythmus und dem schrillen Schreien der Hexen entziehen. Es war wie ein unsichtbarer Funke, der in der Luft lag und übersprang.

Jane Collins und Martha Sidomas hatten bisher ruhig gestanden, doch der Hexentanz ging auch ihnen ins Blut.

Die beiden Frauen begannen sich im Takt zu bewegen. Sie stampften mit den Füßen, warfen die Köpfe zurück, danach wieder vor und stießen schrille Schreie aus.

Rufe des Entzückens, Laute der Ekstase, Schreie, die auch in der Hölle gehört werden sollten, und vor allen Dingen von demjenigen, der die Hölle befehligte.

Von Asmodis!

Ihm zu Ehren führten sie den wilden, unheimlichen Tanz auf. In das alte Gemäuer drang ein unheilvolles Leben ein, die Hexen feierten. Ihre Gesichter hatten sich auf schreckliche Art und Weise verändert. Waren sie zu Beginn des Tanzes nur Grimassen gewesen, so hatten sie jetzt einen Ausdruck angenommen, der dem des Teufelskindes gleichkam. Die Frauen glichen dem Satan. Ihre Gesichter glühten, das tiefe Rot hatte ihre Haut wie mit Farbe übermalt, und die ersten von ihnen rissen ihre Gewänder entzwei, als wäre es ihnen zu heiß geworden. Auch Lydia machte mit. Sie blieb nicht auf dem Fleck stehen, sondern wirbelte in die Flammen hinein, drehte sich, hielt die Dolche fest, und aus ihrer Kehle drangen Schreie des Entzückens.

Wikka heizte das Fest an.

Immer wieder stieß sie schrille, abgehackte Schreie aus. Sie folgten immer dichter aufeinander, so daß der Tanz noch wilder und hektischer wurde.

Das war ihre Zeit. Die Zeit der Hexen, die Zeit des Teufels, die Zeit der Hölle.

Der Kreis löste sich.

Eine blondhaarige Frau riß sich von den anderen los, taumelte mit entrücktem Gesicht und schrille Schreie ausstoßend auf den Altar zu, wo das Opfer lag.

Das sahen auch die anderen.

Und sie folgten dem Beispiel.

Es begann der uralte, heidnische Hexentanz um das goldene Kalb. Abgewandelt in seiner Form, ein anderes Motiv hinter sich wissend, im Prinzip jedoch das gleiche.

Auch Lydia löste sich aus dem Feuer.

Martha und Jane wurden ebenfalls mitgerissen. Sie reihten sich ein, und ihre Körper zuckten in dem hektischen Höllenrhythmus. Das war ihre Stunde. Sie bereiteten sich vor für den Mord, und Wikka, die Oberhexe, fühlte sich wohl wie selten. Die Hexen verloren sich in ihrer teuflischen Trance. Nur Wikka gab acht. Und sie merkte es zuerst. Es war wie ein Hauch, der ihr entgegenwehte und sie streifte. Und die Schlangen auf ihrer Stirn stellten sich plötzlich auf. Da kam etwas...

Sofort reagierte sie.

Ein selten gehörter Schrei drang über ihre Lippen. Dabei riß sie weit den Mund auf, und dann brüllte sie nur ein Wort. »GEFAHR!«

Dieses eine Wort alarmierte die Hexen.

Sie brachen ihren Tanz ab. Ein paar vereinzelte Rufe gellten noch auf, und alle sahen auf die Oberhexe Wikka, die ihre Arme austreckte, die Hände dabei spreizte und zum Eingang deutete.

Zwei Gestalten schälten sich dort hervor. Suko und Bill!

Diese verdammte Leiter!

Eigentlich war Leiter zuviel gesagt. Wir hatten es hier mit Steigeisen zu tun. Vor einigen Monaten hatten sie gehalten, diesmal jedoch taten sie uns nicht den Gefallen. Es erwischte mich auf halber Strecke. Unter mir brach ein Eisen ab, ich bekam nicht so schnell einen neuen Halt und fiel in die Tiefe.

Das ging blitzschnell. Eine Warnung konnte ich Mandra gerade noch zuschreien, dann landete ich bereits am Ende des Schachts. Es war ein harter Schlag der mich nicht nur traf, sondern auch direkt umhaute, so daß ich auf den Rücken fiel, mich zur Seite drehte und wieder auf die Füße kam.

Ich mußte schnell weg, denn Mandra kam ebenfalls. Dicht neben mir schlug er zu Boden, schimpfte und stand ebenso wie ich Sekunden später auf den Beinen.

»Ist dir was passiert?« fragte ich flüsternd.

»Nein.«

»Mir auch nicht. Komm weiter!«

»Es ist sehr dunkel hier«, sagte der Inder und erinnerte mich daran, daß ich leuchten wollte.

Ich ließ die Lampe kurz aufflammen. Wir stellten fest, daß wir in der Folterkammer gelandet waren. Es gab da tatsächlich noch die schlimmen Instrumente und Marterwerkzeuge, die ich auch bei dem Fall des lächelnden Henkers gesehen hatte.

Die Eiserne Jungfrau, das Kohlebecken, die Marterzangen, nichts hatte man gestohlen.

Uns interessierten all diese Dinge nicht, wir würden sie nicht brauchen, für uns allein war der Gang wichtig der uns unterirdisch zu unserem Ziel bringen sollte.

Damals war ich von der anderen Seite gekommen, aus dem Gemäuer, und dort hatten mir mehrere Gänge zur Auswahl gestanden,

von denen einer nur in diese Folterkammer führte. Den Gang hatte sich auch der Lächelnde Henker als Fluchtweg ausgesucht.

»Weißt du eigentlich genau, wo er hinführt?« fragte mich Mandra Korab, als ich mich bückte, um in den Tunnel einzutauchen.

»Ja, sehr genau.«

»Ich verlaß mich auf dich.«

Beide verließen wir uns auf meine kleine Lampe, die die Dunkelheit wenigstens so weit erhellt, daß wir uns zurechtfanden. Es ist immer ein unheimliches Gefühl, durch finstere Gänge zu laufen, und auch wir spürten es in diesen Augenblicken.

Bisher war es still gewesen. Wir hatten nur unsere eigenen Schritte gehört.

Je mehr wir uns dem eigentlichen Ziel näherten, um so stärker veränderte sich die Geräuschkulisse.

Wir vernahmen plötzlich ein fernes Kreischen, hohes Schreien und Singen. Für uns der Beweis, daß wir uns auf dem richtigen Weg befanden. Bis zur ersten Enttäuschung.

Da ich die Lampe ausgeschaltet hatte, ahnte ich das Hindernis mehr, als ich es sah. Trotzdem prallte ich noch dagegen, stieß mir schmerhaft die Kniescheibe und wurde auch nach vorn gedrückt, denn Mandra fiel gegen mich.

Meine Hände griffen in Stein und Schutt.

Die Lampe war nicht zerbrochen, obwohl sie ebenfalls gegen das Hindernis gestoßen war. Ich schaltete sie ein, und im schmalen Lichtschein erkannten wir das Ausmaß der Bescherung. Vor uns hatte jemand den unterirdischen Gang zugeschüttet. Und dies fast bis zur Decke. Es gab kaum noch freie Stellen. Mein Fluch kam von Herzen.

Mandra aber drängte sich an mir vorbei. Zwischen zusammengebissenen Zähnen knirschte er: »Aufräumen, John...«

Suko und Bill war es gelungen, sich ungesehen - so glaubten sie

jedenfalls - bis dicht an das alte Burggemäuer zu gelangen. Bevor sie die Mauern erreichten, hatten sie schon die seltsamen Schreie vernommen.

Das war nichts Normales, so schrien höchstens Menschen, die sich in wilder Ekstase befanden. Eben Hexen!

Die beiden preßten sich eng an die Mauer. Bill atmete schneller als der Inspektor. Auf seinem Gesicht spiegelte sich die Angst wider, die er um seinen Sohn empfand.

»Sie sind bereits in Form!« flüsterte er. »Der Hexentanz hat begonnen. Verdammt, Suko, wir müssen...«

Der Chinese legte dem Freund die Hand auf die Schulter. »Keine Panik, Bill! Und nichts überstürzen. Wir schaffen es schon.«

»Aber Johnny...«

»Wird noch leben.«

Bitter klang Bills Lachen. »Was macht dich so sicher?«

»Eben der Hexentanz. Er gehört ja schließlich zum vorbereitenden Ritual.«

Bill nickte und schaute auf seine Pistole. Auch sie war mit geweihten Silberkugeln geladen, und der Reporter war fest entschlossen, die Waffe auch einzusetzen. Wenn nicht anders möglich, wollte er sich den Weg zu seinem Jungen freischießen, da kannte er nichts.

Stille umgab sie. Hinzu kam die Finsternis, in die sich die langen, dünnen Dunstschwaden mischten, so daß sie von einer unheimlichen Stimmung umgeben waren.

Ihre Nerven waren zum Zerreißen gespannt, und Suko drückte seinen Freund ein wenig zurück als er sich vorschob. »Ich werde zuerst schauen«, wisperte er.

Bill nickte verkrampft. Er war nicht überzeugt. Er wollte sich auch nicht streiten, dazu hatten sie keine Zeit, und ihre Aufgabe war auch zu wichtig. Der Chinese bewegte sich völlig lautlos und dabei wie

ein Schlangenmensch voran. Er schien über den Boden zu huschen, von seinen Schritten war nichts zu hören, und er glitt wie ein Schatten an der rauhen, rissigen Wand es Schlosses entlang. Es war ein ziemlich verwinkeltes Gebäude mit zahlreichen Vorbauten, Erkern und viel Stuck an der Fassade. Kein Bau des romanischen Zeitalters, sondern verspielt, und als kleines Lustschloß zu bezeichnen, wie es die Herrscher vor der prüden Queen Victoria gern bauten.

Es gab kein Tor mehr, keine heilen Fenster, nur noch Öffnungen im Mauerwerk. Und die größte hatte Suko jetzt erreicht. Er blieb stehen. Schon zuvor hatten sie das grüne Licht gesehen. Es drang aus dem Schloß, und sein Widerschein fiel flackernd nach draußen, wo er über den Boden tanzte.

Das Licht der Magie. Magisches Feuer, Höllenflammen. Das alles kannte Suko, und das alles wies daraufhin, daß die Hexen sich in einer Phase der Wildheit befanden, die kaum noch zu kontrollieren war. Es wurde Zeit.

Bewaffnet war Suko mit der Dämonenpeitsche, mit magischer Kreide und der Beretta.

Er wollte und er mußte alles einsetzen, um das Kind zu befreien. Aber er wollte nicht wie ein Wilder in das Schloß hineinstürmen, um den anderen die Chance zu geben, Johnny zu erledigen. Suko wollte erst einen Blick in die ehemalige Schloßhalle werfen, die zu einem Tanzplatz des Teufels degradiert worden war.

Er schaute sich um.

Bill Conolly hielt sich dicht hinter ihm. Sein Blick bohrte sich in Sukos Augen, und der Inspektor nickte kaum merklich.

Auch Bill hatte verstanden. Tief atmete er ein. Die Entscheidung stand unmittelbar bevor, er spürte sein rasendes Herz. Es schien bis zum Kinn gewandert zu sein, dort hämmerten die Echos der Schläge, und sie pflanzten sich fort, bis sie das Gehirn erreicht hatten, um

unter der Schädelplatte regelrecht zu explodieren.

Suko schob sich einen weiteren Schritt vor. Die nächsten Sekunden entschieden über ein Gelingen ihres Planes, denn wenn er in den Raum hineinschaute, malte sich sein Körper deutlich von der Schwelle ab, und die Hexen müßten ihn zwangsläufig sehen.

Ein großes Risiko.

Bill und Suko hatten ihren Plan zuvor genau besprochen. Suko wollte sich um die Hexen kümmern, während Bill sein Ziel einzig und allein auf seinen Sohn gerichtet sah.

So war es abgesprochen.

»Suko!« Der Reporter drängte, und auch der chinesische Inspektor zögerte nicht.

Gemeinsam setzten sie sich in Bewegung. Ihre Waffen hielten sie in den Händen. Sie hörten, wie eine kreischende Stimme das Wort »Gefahr« schrie, und im Bruchteil einer Sekunde war ihnen klargeworden, daß man sie entdeckt hatte.

Ein Zurück gab es nicht mehr!

Plötzlich standen sie auf der Schwelle. Suko hatte Luft geholt, er wollte das magische Wort Topar rufen und starten, als die Hexen reagierten. Es war Wikka, die mit einer nahezu mörderischen Präzision zuschlug und die beiden Männer mit ihrem Bannstrahl traf...

Wikka hatte sie gesehen - und auch erkannt!

Vielleicht dauerte es deshalb eine Sekunde länger, bevor sie reagierte, denn auch Hexen konnten überrascht sein. Mit dem Auftauchen dieser beiden Männer hatten sie nun wirklich nicht gerechnet, sie hatten sich sicher gefühlt, und das war ihr auch von Martha Sidomas bestätigt worden.

Ein Irrtum.

Zudem wußte Wikka genau, daß John Sinclair ebenfalls nicht weit

war, wenn Suko und Bill auftauchten.

Der Teufel hatte ihr Macht gegeben. Sie besaß Kräfte, von denen andere nur träumten. Schließlich gehörten die Hexenkräfte seit Urzeiten zu den stärksten der Welt, und sie hatten alles überlebt. Wikka war eine gelehrige Schülerin gewesen. Wenn sie es wollte, dann standen alle Uhren still, wie sie immer sagte.

Auch wußte sie von Sukos Stab. Gegen seine Magie kam sie nicht an, und jetzt zählte nur, wer schneller war.

Magisches Wort oder Bannstrahl!

Eine andere Alternative gab es nicht.

Und die Hexe war schnell. Sie selbst schien plötzlich nicht mehr richtig vorhanden zu sein. Wo sie stand, da flimmerte die Luft, da löste sich ihr Körper auf, und plötzlich explodierte sie in einem wahren Tornado von Blitzen. Und diese Blitze fanden ihr Ziel.

Es war eine unheimliche Magie. Sie wurde nur von den Hexen beherrscht, die ganz oben standen. Wikka gehörte dazu. Ihre Kraft traf Suko und Bill Conolly voll. Bevor sie noch reagieren konnten, wurden sie zurückgeschmettert Ihre Körper hoben vom Boden ab, sie wirbelten durch die Luft, erinnerten an Gliederpuppen, deren Gelenke nirgendwo Halt fanden, bevor die Freunde zu Boden krachten und dort liegenblieben.

Reglos...

Bei ihrem Tanz durch die Lüfte waren sie eingehüllt gewesen von den grünen Blitzen, die nun zusammenbrachen, so daß nur noch das Feuer seinen Schein ausbreitet.

Er reichte aus, um die Hexen erkennen zu lassen, daß sie sich um diese beiden Gegner keine Sorgen mehr zu machen brauchten. Sie lagen am Boden und rührten sich nicht. Suko hatte während des Fluges den Stab verloren. Bill war es mit der Pistole nicht anders ergangen. Die beiden so starken Waffen hatten ihnen nichts genutzt. Zwei Sekunden schwiegen die Hexen. Dann löste sich ihr Bann. Und

sie begannen zu schreien, sie führten einen wilden euphorischen Tanz auf, denn sie hatten erlebt, wie stark Wikka, ihre Anführerin, war. Sie wurde mit den Feinden spielend fertig, und die Oberhexe genoß es für Sekunden, sich feiern zu lassen.

Schließlich hob sie die Arme schwenkte sie dabei nach außen und spreizte die Finger.

»Ruhe!« gellte ihre Stimme. »Seid ruhig ihr Hexenweiber. Noch ist die Gefahr nicht vorbei!«

Die Hexen schwiegen tatsächlich. Nach dem schrillen Schreien konnte man die Stille als nahezu gespenstisch bezeichnen. Nur das Fauchen und Knistern der Flammen war zu hören, außerdem ein leises Weinen, das Johnny Conolly abgab.

Er hatte seinen Vater gesehen. Für eine winzige Zeitspanne war Hoffnung in dem Jungen aufgekeimt, die anschließend auf brutale Art und Weise zerbrochen wurde.

Jetzt lagen sein Vater und Suko reglos am Boden.

»Holt sie her!« befahl Wikka.

Gleich mehrere Hexenweiber drängten sich vor. Jede wollte die erste sein, und Wikka selbst mußte eingreifen und ihre Schwestern zurückhalten.

Die Hexen hatten Kraft. Sie rissen die schweren Körper hoch und luden sie sich auf ihre Schultern. Andere schlugen dabei auf Suko und Bill ein, sie bewiesen ihnen, welch einen Haß sie spürten, und sie warteten darauf, was Wikka ihnen befehlen würde.

»Tot sind sie noch nicht«, erklärte die Oberhexe, »das wollte ich nicht. Deshalb habe ich meinen Bannstrahl dosiert. Aber sie werden sterben und ihren Tod mitgekommen, denn sobald es soweit ist, löste ich meine Magie.«

Eine Hexe schrie: »Die Dolche! Wir werden sie mit den Dolchen töten. Wie das Kind!«

»Nein!« schrie Wikka dagegen. »Nicht durch die Teufelsklingen

werden sie ihr Leben aushauchen, ich habe etwas anderes mit ihnen vor. Ich werde sie im Höllenfeuer schmoren lassen.«

Es waren Worte, mit denen die übrigen Hexen nicht gerechnet hatten. Sie schauten sich nicht nur überrascht an, ihre Blicke trafen auch Wikka, da sie nichts begriffen.

Die Dolche hätten einen schnellen Tod bedeutet, an das Feuer hatte niemand von ihnen gedacht.

»Gefällt es euch nicht?« fragte Wikka.

Sie bekam keine Antwort. Deshalb gab sie diese selbst. »Das Feuer wird nichts mehr außer Asche von ihnen zurücklassen. Und ihre Asche werde ich aufbewahren. Noch etwas kommt hinzu. Wo sie sich aufhalten, kann auch John Sinclair nicht weit sein. Wir müssen mit unserem Todfeind, dem Geisterjäger, rechnen.«

Ein wildes Heulen schallte durch den Raum. Jede Hexe wußte, was der Geisterjäger war und wie er zu ihnen stand. Er war ihr eigentlicher Feind, der Urfeind gewissermaßen, und die Nennung seines Namens stachelte ihren Haß nur noch mehr an.

»Da er sich in der Nähe befinden kann, dürfen wir keine Zeit verlieren«, sagte Wikka. »Los, werft sie ins Feuer!«

Genau darauf hatten die Hexen gewartet, die Suko und Bill auf ihren Schultern trugen. Noch waren sie zu weit von den Flammen entfernt, um die Opfer wegschleudern zu können. Sie mußten näher heran, behinderten sich ein wenig und die schweren, leblosen Körper auf ihren Armen begannen zu schwanken.

Jane Collins, die bisher nur zugesehen hatte, löste sich aus dem Kreis der anderen Hexen. Sie lief auf ihre Schwestern zu. Ihre langen Haare wehten wie Schleier, das Gesicht war verzerrt, die Arme hatte sie ausgestreckt, und die Augen leuchteten wild. »Ich helfe euch!« kreischte sie. »Ich helfe...«

Im selben Augenblick brach sie ab. Ihr Blick war zufällig zum Eingang gefallen, der sich wie ein helleres, mit Dunstschwaden

ausgefülltes Loch von dem übrigen Mauerwerk abhob.

Von dort waren Bill und Suko gekommen, und dort erschien noch jemand. Ein huschender, wirbelnder Schatten, so schnell, daß man ihn mit den Blicken kaum verfolgen konnte.

Nadine Berger!

Die Wölfin erinnerte an einen Pfeil, der, einmal abgeschossen, von nichts mehr gehalten werden konnte.

Auch Sheila gelang es nicht, so sehr sie es auch versucht hatte. Mit dem sicheren Instinkt eines Tieres spürte Nadine, wie stark sich die Gefahr verdichtet hatte, und nichts hielt sie mehr auf.

Sie verschwand so rasch vor Sheilas Augen, als härteten sie sich aufgelöst.

Und sie jagte in das Gemäuer.

Jane Collins hatte sie zuerst gesehen. Sie stand auch im Weg aber sie kam nicht mehr dazu, einen Warnschrei auszustoßen, denn Nadine war wie ein rächender Blitz.

Plötzlich war der Wolfskörper vor der Hexe Jane riesengroß, dann wuchtete er sich gegen sie. Der Stoff des Kleides riß, der Anprall schleuderte die ehemalige Detektivin zurück, und Nadine hatte das erste Hindernis überwunden.

Sie war nicht auf Bill Conolly fixiert, sondern allein auf Johnny, ihren Schützling.

Ihn wollte sie aus der Gefahr holen.

Mit weiteren gewaltigen Sprüngen näherte sie sich ihrem Ziel, hieb dabei andere Hexen zur Seite, schaffte sich freie Bahn und kam ihrem Ziel immer näher.

Erst jetzt hatten die übrigen Hexen begriffen, was geschehen war. »Ein Tier!« kreischte jemand.

Auch die Teufelsdienerinnen, die Bill und Suko auf ihren Armen trugen, waren überrascht worden. Sie hatten gestoppt, dachten nicht

mehr an den Befehl und verfolgten mit ihren Blicken die durch den Raum wirbelnde Wölfin.

Ihr Ziel war der Altar.

Doch davor gab es noch ein Hindernis.

Lydia, das Teufelskind!

Sie reagierte von allen am schnellsten. Noch besaß sie sechs Dolche, einen riß sie an sich, fauchte dabei selbst wie ein Raubtier und drehte sich zu Nadine Berger um, während sie den Dolch so hielt, daß die Spitze auf das Tier zeigte.

Wenn sie jetzt sprang dann würde sie die teuflische Klinge durchbohren. Und Nadine sprang.

Aber sie machte nicht den Fehler und wuchtete ihren Körper direkt auf Lydia zu. Sie hatte sich so stark abgestoßen, daß sie über das Teufelskind hinwegwirbelte und dessen Messerstich nur einen blitzenden Halbkreis schlug und den Körper, das eigentliche Ziel, verfehlte.

»Nadine!«

Ein Schrei der Hoffnung. Ein gellender Ruf, den der kleine Johnny da ausgestoßen hatte. Und er richtete sich auf dem Altar in die Höhe, hob beide Arme, sein Gesicht strahlte plötzlich, und die Wölfin setzte zu einem letzten Sprung an.

Sie sprang nicht nur auf die Platte, sondern wuchtete Johnny auch herunter.

Der Kleine fiel zu Boden. Er schrie noch einmal auf, denn nichts bremste den Fall, dann war Nadine über ihm und deckte ihn mit ihrem Körper. Ihr Eingreifen war blitzschnell abgelaufen. Es waren nur Sekunden vergangen, und so lange brauchten die Hexen auch, um sich von der Überraschung zu erholen.

Dann aber reagierte Wikka.

Bill und Suko waren für den Augenblick vergessen. Sie würden sowieso daran glauben müssen, jetzt interessierte allein die Wölfin,

denn es sollte ihr auf keinen Fall gelingen, Johnny Conolly, der als Opfer ausgesucht war, zu retten.

»Stecht sie nieder!« kreischte Wikka. »Nehmt die Dolche! Ich will ihr Blut fließen sehen!« Sie war wie von Sinnen und erlebte abermals eine Überraschung denn eine weitere Frauenstimme übertönte sogar noch ihr Geschrei.

»Ich will meinen Sohn zurück, ihr verfluchten Hexen!«

Wikka kreiselte herum. Und sie sah das, was auch alle anderen entdeckten.

Sheila Conolly war da!

Wir kamen uns vor wie Kanalarbeiter!

Mandra Korab und ich mußten mit bloßen Händen den Schutt wegräumen. Eingehüllt von einer nie abreißenden Staubwolke, schufteten wir wie die Berserker, um endlich freie Bahn zu bekommen. Zum Glück brauchten wir nicht den gesamten Schutt zur Seite zu schaffen - das hätte Stunden, wenn nicht länger gedauert -, wir mußten nur einen Durchschlupf schaffen, der breit genug für uns war. Mandra ackerte für zwei. Was er wegräumte, war schon phänomenal. Er war auch der erste, der sich durch die geschaffene Lücke wühlte und drehte.

Jetzt kam es darauf an, ob der dahinterliegende Teil des Ganges frei war. Bisher hatten wir kein Glück, diesmal allerdings stand es auf unserer Seite.

Wir kamen weiter.

Ich hatte wieder meine Bleistiftleuchte eingeschaltet. Viel war nicht zu sehen, denn ein dichter Staubvorhang lag in der Luft. Er füllte nicht nur den gesamten Gang aus, sondern schluckte auch das Licht und wurde zu einem Hustenreiz.

Wir stolperten weiter. Ein normales Gehen war es nicht, denn auch auf dem weiteren Weg lagen dicke Steine. Geröll, Dreck, Schutt und

Staub machten uns zu schaffen, aber wir setzten uns über alle Widrigkeiten hinweg, schließlich wußten wir beide, um was es ging. Der Gang kam mir noch länger vor als beim erstenmal. Vielleicht war es auch die Angst um Johnny, die dies bewirkte, und wir atmeten auf, als der Staub dünner und die Luft frischer wurde.

Das Ende des Tunnels kündigte sich an.

Manchmal liefen wir nebeneinander, dann wieder drängte sich Mandra vor, oder ich übernahm die Spitze.

Ich hatte dem Inder erklärt, wo wir auskommen würden. Er wußte also Bescheid, und ein grauer Fleck vor uns bewies, daß wir es bald geschafft hatten.

Wenige Sekunden später war es soweit.

Wir vernahmen auch wieder Stimmen, und ich glaubte, die von Sheila Conolly zu hören.

Mandra Korab hatte den gleichen Gedanken gehabt wie ich. »Das ist doch Sheila!« hauchte er.

Ich erwiderte nichts darauf, aber meine Angst nahm nicht ab. Im Gegenteil...

»Ich will meinen Sohn zurück, ihr verfluchten Hexen!« So hatte Sheila gesprochen und mit ihren Worten die anderen überrascht. Und sie konnte es sich leisten, so zu reden, denn es war ihr gelungen, die entfallenen Waffen aufzuheben.

In der rechten Hand hielt sie jetzt die Pistole, in der linken den Stab, der eigentlich Suko gehörte. Sheila hatte den Waffenarm erhoben. Sie zielte auf Wikka, die ihr am nächsten stand. Und die Verlängerung der Mündung wies direkt auf den Kopf der Oberhexe.

Wikka rührte sich nicht. Auch sie mußte die Überraschung erst verdauen. Mit Sheila Conolly hatte sie ebensowenig gerechnet wie mit der Wölfin Nadine Berger. Nun war ihr klargeworden, daß das Sinclair-Team alles aufgeboten hatte.

Allerdings waren zwei ausgeschaltet worden. Suko, der Chinese, und Bill Conolly.

Wikka drehte den Kopf und schielte zu den beiden hin. Diese Reaktion bemerkte auch Sheila. »Legt sie zu Boden!« schrie sie.

»Verdammt, legt sie hin!« Ihre Stimme zitterte. Sie stand unter einem ungeheuren Streß. Ihr rechter Zeigefinger schien einen Krampf bekommen zu haben, so hart umfaßte er den Abzug der Waffe, ohne ihn allerdings zurückzuziehen.

Aus dem Hintergrund der ehemaligen Halle hörte Sheila Geräusche. Es war Johnnys Weinen, das ihr wie die scharfe Seite eines Messers durch das Herz schnitt. Sie hatte noch mehr Mühe, sich zu beherrschen. Tränen rannen aus ihren Augen, hinterließen helle Spuren auf der Haut, die Lippen zuckten ebenso wie die Wangen, und sie fragte sich, ob sie diesen Nerven-Terror überhaupt durchstehen konnte. Bis Wikka lächelte. »Es ist gut, Sheila Conolly. Ich richte mich nach deinen Worten.« Sie vollführte eine lässige Bewegung mit ihrer linken Hand. »Legt die beiden nieder!«

»Aber vor das Feuer!« knirschte Sheila.

»Natürlich.«

Bill und Suko wurden zu Boden gedrückt, und Sheila atmete ein wenig auf, obwohl sie auch starke Angst um die beiden hatte, denn sie lagen regungslos am Boden.

Die nächste Frage stellte eine andere. »Willst du wirklich hier gewinnen, Sheila?«

Es war wie ein Reißen in ihrer Seele, als Sheila die Stimme der ehemaligen Freundin Jane Collins hörte. Sie waren auch Todfeinde geworden, denn schon einmal hatte Jane damit gedroht, den kleinen Johnny eiskalt umzubringen.[\[6\]](#)

Von der Wölfin war Jane Collins zu Boden geworfen worden. Sie hatte sich wieder aufgerappelt und stand schräg neben Wikka, wobei sie auf Sheila Conolly starzte.

Hinter Jane führte eine Treppe in die Höhe. Von dort war sie einmal als der Lächelnde Henker erschienen.

»Ja!« antwortete Sheila klar und fest. »Ich werde nichtzulassen, daß ihr verfluchten Teufelsdienerinnen meinen Sohn und meinen Mann tötet. Und wenn ihr es dennoch versucht, werde ich abdrücken, Jane Collins. Das verspreche ich dir. Du hast keine Rücksicht mehr genommen und schwere Schuld auf dich geladen, ich werde ebenfalls keine Rücksicht kennen und mir all das zurückholen, was du...«

»Rede nicht!« kreischte Jane. »Du kommst hier lebend nicht raus. Denkst du denn, Wikka hätte Angst vor einer lächerlichen Kugel? Die macht mit dir, was sie will.«

Das hatte Sheila befürchtet. Zwar war sie Wikka nie so direkt begegnet, aber sie wußte von ihren immensen Kräften, die der Teufel ihr mit auf den Weg gegeben hatte.

Sheila nickte verkrampft. »Ich kann mir vorstellen, daß Wikka einer Kugel widersteht, aber du besitzt diese Kraft nicht, Jane Collins!« Noch während ihrer Worte hatte sie die Beretta geschwenkt, so daß die Mündung jetzt auf die Collins wies.

Plötzlich fühlte sich Sheila stärker. Das Gefühl der Angst war zwar nach wie vor da, aber nicht mehr in dem Maße. Sie hatte auch gesehen, wie es in Janes Augen aufblitzte, und Sheila wertete dies als ein Zeichen von Unsicherheit.

Nur wenige Sekunden blieben ihr von diesem Hochgefühl, dann bewies Wikka ihre Macht.

Sie hatte sich voll auf Sheila Conolly konzentriert. Ihre Hexenkräfte sammelten sich in einer anderen Abwehrmaßnahme, nicht die Strahlen zuckten aus ihrem Körper, sondern eine unsichtbare Magie erfaßte die allein dastehende Sheila.

Sie merkte es am Zittern.

Es raste durch ihren Körper, schoß hoch bis zum Kopf, schien das

Gehirn sprengen zu wollen und brachte sie aus dem Rhythmus. Sheila wußte, daß sie sich urplötzlich in einer tödlichen Gefahr befand, aber ihr war nicht bekannt, wie sie dieser Gefahr begegnen sollte. Vielleicht mit einem schnellen Schuß.

Und Sheila drückte ab.

Sie wußte, daß auch Jane Collins hinter all dem Schrecken steckte, der ihrem Sohn zugefügt worden war, und dieses Wissen hatte sich bei ihr zu einem Haßgefühl gegen Jane Collins gesteigert. Das Abdrücken der Waffe geschah fast automatisch.

Ihr rechter Arm flog nach oben. Sie schoß.

Wikka aber hatte eingegriffen und einen Treffer verhindert. Sie fuhr nicht einmal an Jane vorbei, sondern hieb mit einem klatschenden Geräusch in die Decke des Raumes.

Gleichzeitig flog ihr die Pistole aus der Hand. Ihr schien es, als hätten unsichtbare Finger danach gegriffen, und die Waffe wurde quer durch die Halle geschleudert, wobei sie nur knapp den Kopf der Jane Collins verfehlte.

Auch die andere Hand konnte Sheila nicht mehr ruhig halten. Der Stab fiel zu Boden, tickte neben ihren Füßen auf, kippte um und blieb ruhig liegen.

Die anderen hatten gewonnen.

Sie konnten triumphieren, und sie zeigten es auch, denn Jane Collins fragt beinahe lässig: »Und nun, Sheila Conolly?«

Sie gab keine Antwort. Es war ihr einfach nicht möglich, denn Wikka machte sie fertig. Dank ihrer geistigen Höllenkräfte gelang es ihr, Sheila Conolly zu einem Spielzeug zu degradieren.

Ale Hexen schauten zu, was mit dieser Frau geschah. Längst lag Sheila auf dem Boden. Sie hatte die Arme ausgebreitet, wollte sich abstützen, das ließ Wikka nicht zu. Sie spielte weiter mit ihr, schleuderte sie herum, drehte sie um die eigene Achse, und Sheila wußte manchmal nicht, in welche Richtung sie schaute.

Sie war völlig durcheinander. Ihren Mann und den Sohn hatte sie retten wollen, jetzt befand sie sich selbst in einer lebensgefährlichen Situation, aus der es kaum ein Entkommen gab.

Wenn sie mal wieder auf den Rücken geschleudert wurde und sich in dieser Stellung drehte, wobei sie zusätzlich noch die Augen aufriß, erkannte sie die verschwommenen Gesichter der sie umstehenden Hexenweiber. Sie wurden durch die Geschwindigkeit selbst zu einer Linie, die hineinlief in einen Kreisel, der sich immer schneller bewegte. Sheila wimmerte.

Sie stand nahe davor, das Bewußtsein zu verlieren. Die Hexen machten mit ihr, was sie wollten, und plötzlich spürte sie etwas unter ihrer rechten Handfläche.

Es war der Stab.

In einem Reflex griff Sheila zu. Sie hielt den Stab fest und hörte wie in weiter Ferne das triumphierende Heulen der Wölfin als sie fast unbewußt das Wort brüllte, das alles veränderte.

»Topar.«

Auf einmal stand die Zeit still.

Fünf Sekunden hatte Sheila Zeit, die Lage zu ihren Gunsten zu verändern. Fünf bange, kurze Sekunden nur, von denen zwei vergingen, weil sie einfach mit sich selbst nicht zureckkam. Sie hatte noch zu sehr unter dem Schock zu leiden, der sie mit aller Macht getroffen hatte. Das Schwindelgefühl ließ sich nicht so einfach austreiben. Sie merkte es daran, als sie auf die Beine kam und sich kaum halten konnte, weil sie ein Kreisel festzuhalten schien.

Sheila weinte.

Sie ging weiter. Es waren taumelige Schritte, zwei, drei, und sie stieß Jane Collins zur Seite, denn sie wollte in den Hintergrund der Halle, um zu ihrem Sohn zu gelangen.

Da war die Zeit um.

Sheila sah, daß sich die zuvor wie erstarrt dagestandenen Hexen wieder bewegten. Plötzlich kam Leben in sie. Die Teufelsdienerinnen hoben die Arme, sie begannen zu kreischen, ihre Augen leuchteten, Hände griffen nach Sheila, packten sie, hielten sie fest, und da war plötzlich jemand, der sich durch den Kreis sprengte und dabei einen Dolch stoßbereit in der rechten Hand hielt.

Wikka kam, um zu töten!

Uns erwischte das Anhalten der Zeit genau im ungünstigsten Augenblick. Als wir uns auf dem Sprung befanden, da hörte ich den schrillen Schrei, ausgestoßen von einer Frau, und ich erstarrte ebenso wie der Inder Mandra Korab. Nichts lief mehr.

Fünf Sekunden mußten wir verstreichen lassen, um etwas erreichen zu können.

Wir waren nach Verlassen des Tunnels nicht in dem Raum gelandet, wo sich das schreckliche Geschehen abspielte, sondern eine Halle zuvor. Sie mußten wir durchqueren, um danach durch einen Türbogen zu hechten, damit wir unser Ziel erreichten. Dazwischen kam der Zeitstopp.

Wir konnten nur warten. Ich bewegte mich nicht, spürte nicht einmal meinen Herzschlag und holte erst wieder Atem, als die fünf Sekunden vorbei waren.

Etwas stieß mich nach vorn. Es war auf keinen unsichtbaren Gegner zurückzuführen. Ich hatte mich ja zuvor mitten in der Bewegung befunden, und die wurde nun nach dem Zeitstillstand kontinuierlich fortgeführt.

Mandra hielt sich neben mir. Sein Jackett stand weit offen, er mußte so rasch wie möglich an seine Dolche herankommen. Die würde er einsetzen, das hatte er mir versprochen.

Zur selben Zeit erreichten wir die Halle.

Wir hatten vieles erwartet, mit allem gerechnet, aber das, was wir

nun zu sehen bekamen, überstieg unser Fassungsvermögen. So etwas konnte es nur in einem wahnsinnigen Horrorfilm geben, und es fiel uns schwer, innerhalb der winzigen Zeitspanne die richtigen Entschlüsse zu fassen. Da war einmal Johnny Conolly. Obwohl er von Nadine, der Wölfin, so abgeschirmt worden war, befand er sich dennoch in höchster Gefahr, denn Lydia, das Teufelskind, fuhr in dem Augenblick herum, als wir die Halle betraten.

Und sie hatte die Dolche.

Gleichzeitig sah ich auch Sheila Conolly. Ihr blondes Haar tauchte inmitten der wirbelnden Hexenkörper wie ein Stern auf. Sie war in höchster Lebensgefahr und Bedrängnis, wobei Mandra und ich uns entscheiden mußten, was wir unternehmen wollten.

Auch Wikka erkannte ich.

Die Absicht, Sheila zu töten, dokumentierte sie, indem sie den rechten Arm in die Höhe gerissen hatte, um die Klinge in den Rücken ihres Opfers zu stoßen.

Sheilas Leben hing tatsächlich am seidenen Faden. Meine Entscheidung stand fest.

Ich wollte mich um Sheile kümmern, Mandra sollte sich mit Johnny und Lydia beschäftigen.

Mit einer blitzschnellen Geste, machte ich ihm meine Absicht klar. Mandra Korab verstand, und dann gab es für uns beide kein Halten mehr...

Sie befand sich viel zu weit von mir entfernt, als daß ich gezielt hätte eingreifen können. Zudem wurde Wikka noch von einigen Körpern gedeckt, so daß es mir fast unmöglich erschien, dicht an sie heranzukommen.

Ihr Arm stach allerdings hervor. Ihn hatte sie hoch erhoben. Die fünf Finger hielten den Griff eines Dolchs umklammert, dessen Spitze schräg nach unten zeigte und damit auf Sheilas ungedeckten

Rücken zielte.

»Wikka!«

Ich brüllte den Namen der Oberhexe, wobei ich hoffte, daß ich sie von ihrer Wahnsinnstat abhalten konnte. Sie wußte ja, wer ich war, und ich hoffte, daß meine Stimme sie schocken würde.

Die Vermutung bestätigte sich.

Wikkas Arm raste nicht nach unten. Er blieb praktisch in der Luft hängen, und dann wirbelte sie herum. Die Bewegung war so heftig daß sie in der Nähe stehende Hexen zur Seite schleuderte. Dazu gehörte auch Jane Collins, wie ich feststellen konnte. Jane bewegte sich zur Seite, nachdem sie sich gefangen hatte, und sie huschte auf die Treppe zu. Mich interessierte sie natürlich in hohem Maße, auch Wikka war für mich wichtig.

Sehr wichtig sogar.

Wenn ich sie ausschaltete, konnte ich mir Jane vornehmen. Ich hatte mein Kreuz, die große Abwehrwaffe. Ich wußte ferner, wie ich es aktivieren konnte, damit sich allein seine Kräfte gegen die Oberhexe richteten und sie zerstörten.

Aber es kam anders.

Ich sollte nicht mehr dazu kommen, die Formel zu rufen, denn Wikka griff mich frontal an.

Nicht mit ihren magischen Hexenkräften, sondern mit dem Dolch, den sie in der Hand gehalten hatte, ihn jetzt losließ und aus dem Gelenk auf mich zuschleuderte.

Es war ein zielsicherer Wurf. Die Spitze hätte meinen Hals sicherlich von vorn bis hinten durchbohrt, doch ich ließ mich fallen, als hätte mir jemand die Beine weggezogen.

Die tödliche Gefahr wischte über meinen Kopf hinweg. Ich sah noch ein bläuliches Aufflammen der Klinge, dann landete ich auf dem Boden, und im nächsten Augenblick stürzten sich die Hexen schreiend auf mich, wobei sie mich nicht nur unter ihren Körpern

begruben, sondern auch auf mich einschlugen und mir die Sicht auf Wikka und Jane Collins nahmen. Was die beiden unternahmen, konnte ich nicht sehen, denn ich mußte mich gegen sieben Furien wehren...

Der Haß war in Lydia zu einer Flamme geworden. Sie hatte sich auf der Straße des Erfolges gesehen. Alles war so eingetroffen, wie man es vorbereitet hatte, doch nun griffen tatsächlich andere ein, und dem konnte das Teufelskind nichts entgegensetzen.

Trotzdem wollte Lydia alles versuchen. Und mit dem Wort alles verband sie den Tod des Jungen.

Noch hatte sie die sechs Dolche, und sie riß den ersten hoch. Ihr Gesicht war krebsrot, die Fratze des Satans leuchtete wie ein Fanal, als sie sich auf die Wölfin und damit auch auf den kleinen Johnny stürzte. Doch da war Mandra Korab!

Plötzlich stand er zwischen Lydia und ihrem Opfer. Er wirkte wie ein gewaltiger Fels in der Brandung. Breitbeinig hatte er sich aufgebaut, er wollte das Kind stoppen, er würde es stoppen, und wenn er sein Leben einsetzte.

Und er hatte die Waffen.

Sieben Dolche für den Teufel!

Durch sie konnten der Satan und deren Diener vernichtet werden. Mandra zog beidhändig. Seine Finger packten zwei Dolche, wirbelten sie aus den Scheiden, und das Teufelskind, das nichts Menschliches mehr an sich hatte, befand sich noch im Sprung als es von den beiden ersten Dolchen getroffen wurde.

Sie drangen in die Schultern. Es waren wuchtige Treffer. Sie stoppten den Lauf nicht nur, sondern schleuderten Lydia sogar zurück. Auf eine Art und Weise, die selbst für einen Mann wie Mandra Korab mehr als überraschend war, denn Lydia schaffte es nicht mehr, sich noch auf den Beinen zu halten.

Ein Sturmwind schien sie gepackt zu haben. Sie wurde nach hinten gewuchtet, schrie grauenhaft auf und flog gegen die Wand, an der sie regelrecht festklebte.

Mandra ließ sich Zeit.

Die Magie der ersten beiden Dolche hatte schon einen Teil des Teufelskindes vernichtet, und Mandra folgte den alten Gesetzen, er schleuderte die nächsten Waffen.

Es war kein menschliches Ziel mehr, das er vor sich sah, sondern ein krebsroter Teufel, eine zuckende, flammende Gestalt, in der das dreieckige Gesicht besonders stark leuchtete.

Ein Zerrbild des Satans.

Noch drei Dolche hatte der Inder.

Er warf sie wie ein Messerwerfer. Und alle drei drangen in dieses andere widerliche Wesen. Sie hieben hindurch und blieben in der Wand stecken, denn plötzlich wurde die kleine Teufelsgestalt eins mit dem Mauerwerk Das, was einmal Lydia gewesen war, drang hinein, und sechs Dolche nahm sie mit.

Die Farbe verblaßte immer weiter. Sie war jetzt nur noch ein rötlicher Schein, ein Flecken, ein Schemen, bei dem nichts mehr an ein menschliches Aussehen erinnerte.

Mandra Korab hatte den Balg des Teufels vernichtet. Als er dann hinter sich ein gräßliches Gurgeln vernahm, drehte er sich um und ließ sein Vorhaben, die eigenen Dolche aus der Wand zu ziehen, fallen.

Martha hatte das Gurgeln ausgestoßen. Es war ihr letztes Lebenszeichen gewesen, denn Nadine Berger, die Wölfin, hatte sie in dem Augenblick angesprungen, als sie versuchte, Johnny Conolly mit dem siebten schwarzmagischen Dolch umzubringen, den ihr Wikka noch überlassen hatte.

Nadines Biß war tödlich.

Martha starb, und die Waffe hielt sie in den allmählich erstarrenden

Totenfingern...

Die Hexen schafften mich nicht. Ich bekam zwar einige Blessuren ab, doch Mandra Korab sorgte dafür, daß die Hexen mich in Ruhe ließen. Er schleuderte sie von mir.

So schnell es ging flohen die Weiber nach draußen. Wir kümmerten uns nicht um sie, andere Dinge waren wichtiger.

Dazu zählte ich Bill und Suko.

Die beiden lagen bewegungslos auf dem Boden. Sie hatten einen magischen Schock, erlitten, aber sie lebten. Ich konnte sie zum Glück befreien, denn durch mein Kreuz und dessen Aktivierung wurde die unheilvolle Starre aufgehoben.

Wikka und Jane waren verschwunden. Im allgemeinen Durcheinander war es ihnen wieder einmal gelungen, das Weite zu suchen Trotzdem konnten wir frohen Mutes sein, denn Johnny Conolly hatten wir gerettet. Den Mächten der Finsternis war es nicht gelungen, ihn, wie damals Jane Collins, in ihre Klauen zu bekommen.

Die Familie Conolly saß zusammen. Bill, Sheila, Johnny und auch Nadine, die das Leben des Kleinen zum Schluß mit einem gewagten Einsatz doch noch gerettet hatte.

Suko, Mandra und ich schauten uns die Wand an, wo das Teufelskind verschwunden war.

»Die Steine haben es gefressen!« bemerkte Mandra, als er seine Dolche aufsammelte. »Tut mir leid, John, ich konnte nichts mehr machen.«

»Laß dir da mal keine grauen Haare wachsen Eine Lydia Sidomas wird es wohl so schnell nicht wieder geben.«

»Mich stört nur, daß auch die Dolche weg sind«, sagte er.

»Bis auf einen«, bemerkte Suko und hielt die Beutewaffe hoch. Mandra nickte. »Darf ich sie haben?«

»Natürlich. Aber was willst du damit?«

Der Inder hob die Schultern. »Möglicherweise kann mich dieser eine Dolch auf die Spur der anderen bringen. Es wäre zumindest einer Nachforschung wert.«

Da widersprach niemand.

Anschließend gingen wir dazu über, uns gegenseitig zu beglückwünschen. Wir lagen uns dabei in den Armen, und es gab einige, die sich ihrer Freudentränen nicht schämten - ich eingeschlossen. Trotz aller Euphorie blieb ein Schatten zurück Und der hatte auch einen Namen. Wikka!

Sie würde die Niederlage verkraften und dann wieder zuschlagen. Das stand fest...

ENDE

[1] Siehe John Sinclair Nr. 187 »Mannequins mit Mörderaugen«, John Sinclair Nr. 188 »Horrortrip zur Schönheitsfarm«

[2] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 026 »Kalis Schlangengrube«

[3] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 024 »Der lächelnde Henker«

[4] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 024 »Der lächelnde Henker«

[5] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 016 »Blutige Rosen«

[6] Siehe John Sinclair Nr. 234 »Macht und Mythos«